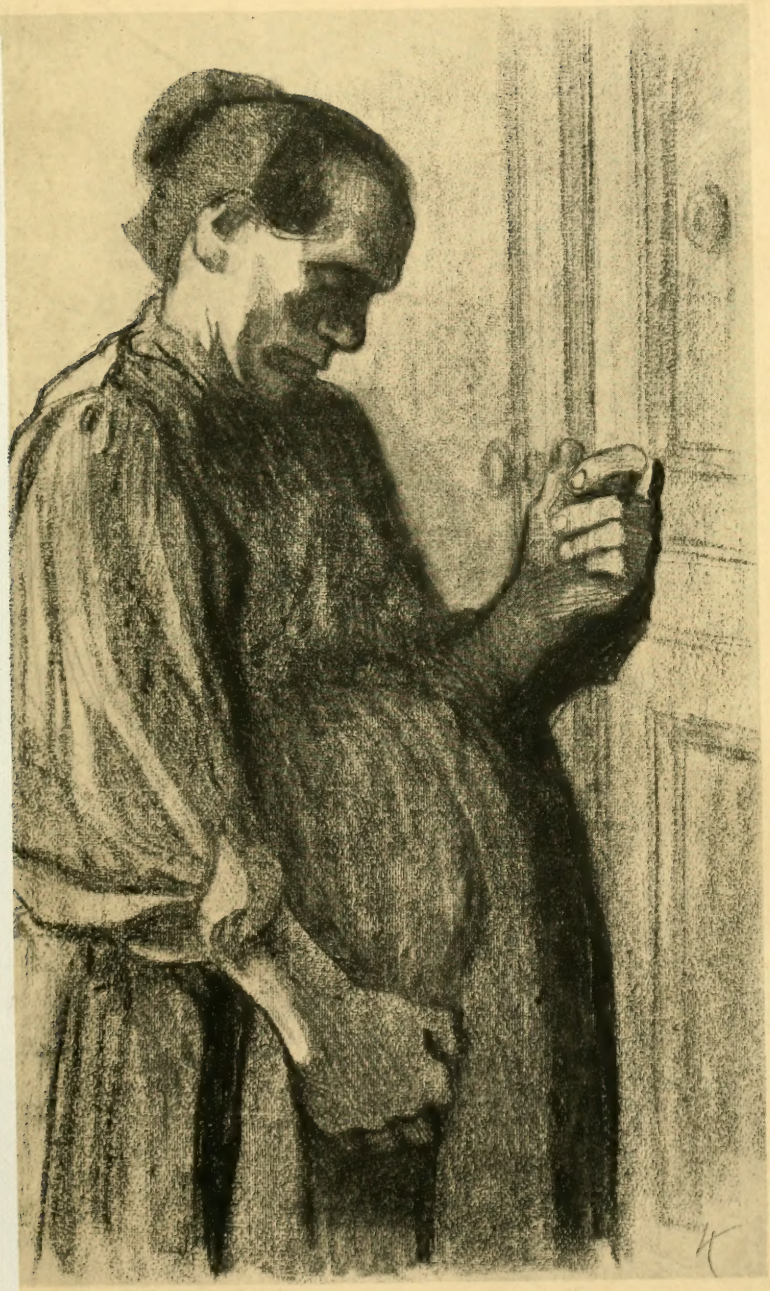
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00457966 0

Star
Was Frauen erdulden

HQ
1627
S7
1910



Wir gestatten uns, Frau Käthe Kollwitz für die liebenswürdige Ueberlassung der Umschlagzeichnung auch an dieser Stelle herzlichsten Dank zu sagen. Der Verlag.

Was Frauen erdulden

Berichte aus dem Leben von Star

Mit einem Geleitwort von Dr. Alice Salomon und mit einer Umschlagzeichnung von Käthe Kollwitz

3. Auflage

Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg 1910

LIBRARY
FEB 18 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

HQ
1627
S7
1910

Geleitwort

Die in diesem kleinen Band gesammelten Skizzen sind Berichte aus dem Leben und bedürfen nur weniger Geleitworte. Sie sprechen für sich selbst.

Sie sprechen von Not und Elend, von stumpfem Dulden und Ertragen, von bestialischer Brutalität und unkontrolliertem Triebleben. Sie sprechen von krassester Unkenntnis von Recht und Gesetz, von mangelndem Verantwortlichkeitsgefühl bei den wichtigsten Entschließungen und Handlungen — und auch von einer fast unglaublichen Verkümmerung aller natürlichen Begriffe von Sittlichkeit. Sie sprechen schließlich von schlicht geübter und verständnisvoller sozialer Hilfstätigkeit, die deutsche Frauen ihren leidenden Geschlechtsgenossinnen entgegenbringen.

Aber nicht der Wunsch, diese Hilfsarbeit ins rechte Licht zu setzen, und auch nicht der Gedanke, daß diese Skizzen weitere Kreise für die Teilnahme an den Bestrebungen für die Einrichtung von Hilfs- und Auskunftsstellen gewinnen könnten — trotzdem auch das ein wünschenswerter Erfolg wäre — haben diese Veröffentlichung veranlaßt. Stehen doch der Darstellung oder Schilderung von Elend, Verkommenheit und Verirrung in einer Zeit, in der reichlich viel gedruckt wird, und in der Not und Elend für jeden, der sehen *will*, auf der Straße und vor den Türen unserer Häuser zu finden ist, in der dem Laster und der Schande in der Presse eine viel zu eingehende Beachtung geschenkt wird, und in der überhaupt

Nerven und Sinnlichkeit in ganz bedenklicher Weise aufgereizt sind, ernste Bedenken entgegen. Man kann ohnehin täglich beobachten, wie durch tausend feine Kanäle — durch Zeitung und Bühne, durch Schaufensterauslagen und Reklamen, vor allem aber durch den größten Teil der modernen Romanliteratur das Interesse an den Problemen des Sexuallebens geweckt und gespeist wird. Das unzarte und nackte Aussprechen von heiligen und unheiligen Dingen, von gesunden und krankhaften Äußerungen des Trieblebens, das öffentliche Aufwühlen von Schmutz und Verbrechen durch Sensationsprozesse gefährdet und verseucht, einem schleichenden Gifte gleich, unser Volk. Es stumpft das Schamgefühl selbst der Besten ab und führt die Jugend vielfach dazu, dem Trieblebens eine übertriebene Bedeutung beizumessen, wie sie ihm bei harmonischer Betrachtung aller Lebenswerte ganz gewiß nicht zukommt.

Trotz dieser allgemeinen Stellungnahme habe ich nicht einen Augenblick gezögert, dem Wunsch des Verlags zu folgen und diesen Skizzen, obwohl sie zum Teil von Sittlichkeitsproblemen und Sittlichkeitsdelikten handeln, ein Geleitwort mit auf den Weg zu geben. Das ist auf den erschütternden Eindruck zurückzuführen, den die Lektüre mir machte, und auf den Glauben an die Bedeutung und den Wert solcher Veröffentlichung, den sie in mir hervorrief.

Nicht daß die Notstände, die in jedem der geschilderten Fälle die Frauen veranlaßten, die Hilfe ihrer Mitschwestern anzurufen, mir unbekannt wären; daß die Darstellung für mich eine Offenbarung gewesen, mir einen Blick in bis dahin unbekanntes Land eröffnet hätte. Zu oft habe ich bei ähnlichen Fürsorgebestrebungen gleiches und gleich Tragisches erlebt; und es bedarf für mich, wie für jeden, der in solcher Arbeit gestanden, nicht erst der Versicherung der Frau, die aus ihrer Praxis diese Erlebnisse aufgezeichnet hat, um ihre Echtheit zu erweisen.

Solche Dinge *erfindet* man nicht; solche Dinge schafft nicht die *Phantasie*. Sie schafft nur *das Leben*. Das Leben, das so unendlich viel größere Schuld kennt als der Dichter, und das uns allen, die wir durch soziale Arbeit immer von neuem in seine erschütternden Tiefen und Abgründe hineinblicken müssen, das Reagieren auf die Schicksale, die ein Drama auf der Bühne entrollt, oft unmöglich macht. Weil uns eben die Tragik des Theaters matt und schal erscheint, wenn uns die Tragik des lebendigen Lebens nahe gekommen ist und gepackt hat.

Es sind sicherlich „*ausgewählte Fälle*" aus einer humanitären Praxis, die hier zusammengestellt sind; ausgewählt zumeist unter dem Gesichtspunkt, daß besonders krasse Notlagen gezeigt, besondere Hilflosigkeiten des weiblichen Proletariats aufgedeckt und — vielleicht auch — die Notwendigkeit weiblichen Rats beleuchtet werden sollte. Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß die geschilderten Verhältnisse typisch für das eheliche Leben der besitzlosen Schichten des Volks sind, daß es dort keine glücklichen Ehen, keine religiöse und sittliche Gebundenheit gibt. Meine Achtung vor der schlichten Treue der Lebensführung, der man in diesen Kreisen so oft begegnet, vor der gegenseitigen Hingabe und Aufopferung der Ehegatten, die so unendlich viel höher einzuschätzen ist, wo es nur Arbeit und Sorgen, nicht auch Anregung und Genuß zu teilen gibt, ist vielmehr *unbegrenzt*. Und diese Frauen vor allem, deren Schicksal mir noch so viel einförmiger, freudloser und entbehrungsreicher als das der Männer erscheint, rufen mir immer das Wort einer englischen Vorkämpferin sozialer Reform ins Gedächtnis: „Sie sind unser Ruhm und unsere Schande: unser Ruhm, weil solche Tiefen schlichten Heldentums in unserer Natur liegen — unsere Schande, weil wir so wenig davon wissen und selber oft bei unvergleichlich geringerer Lebenshemmung seelisch oder moralisch zusammenbrechen."

Es sind also Frauen, die Schiffbruch gelitten haben, von denen diese Blätter erzählen wollen. Und doch liegt in diesem Schiffbruch jeder einzelnen etwas Typisches, etwas, das über das Individuelle auf die Klasse hinausdeutet, etwas, das das Schicksal vieler anderer, die durch ähnliche Ursachen an ähnlichen Klippen gestrandet sind, repräsentiert. Es ist da zunächst an die Schwierigkeiten und Versuchungen zu erinnern, die das enge Beieinanderwohnen der Proletarierfamilie für das Gebiet der Sexualethik hervorruft, das in einigen sehr charakteristischen Fällen zum Ausdruck kommt. Weiter an die Brutalität und Bestialität, zu der die Männer durch Trunksucht gebracht werden, und auch an den gänzlichen Mangel an Verantwortungsgefühl gegenüber dem Weibe, das der Mann zur Mutter seiner Kinder gemacht hat, und auch gegenüber diesen Kindern selbst, das sich nicht selten dokumentiert und das vielleicht in etwas durch die Gesetzgebung verschuldet ist. Die Skizzen zeigen schließlich, wie mangelhafte Erziehung, Dummheit, Unwissenheit und Unkenntnis der einfachsten Naturgesetze „den Armen schuldig werden lassen"; daß es Fäulnis und Vergehen gibt, die einzig und allein aus einem traurigen, schadhaften Milieu zu erklären sind. Ganz charakteristisch aber und besonders erschütternd ist in diesen Skizzen die hoffnungslose Stumpfheit und Ergebenheit, mit der die Frauen — vielleicht nicht nur der besitzlosen Kreise — alles erdulden und tragen, was ihnen auch an Roheit und Gewissenlosigkeit vom Manne entgegengebracht wird! Alles! — bis weit über die Grenze der Frauenwürde hinaus!

Diese Tatsache vor allem, die das Leben mir oft genug entgegengebracht hat, und die aus den trockenen, schlichten Worten dieser Aufzeichnungen vernehmlich spricht, ist es, die mir diese Veröffentlichung wertvoll erscheinen läßt. Um ihretwillen hat diese Schrift eine Mission zu erfüllen: um dieser Frauen willen, deren Schicksal im tiefsten und

wahrsten Sinne des Wortes beklagenswert ist. Die Frauen des Volkes nehmen es im allgemeinen als selbstverständlich hin, daß sie „einem rauhen Gatten zu gehorchen haben", und die alte Trauungsformel, die von der Frau Gehorsam fordert — gegen deren Anwendung zwar die Frauenorganisationen anderer Länder, aber die deutschen Frauen, soviel mir bekannt ist, bisher nicht Einspruch erhoben haben — wird in weiten Kreisen des Volkes in ganz alttestamentarischer Weise aufgefaßt. Man legt sie nicht dahin aus, daß die Frau dem Manne in Liebe dienen soll, wie schließlich auch der Mann das der Frau gegenüber in einer normalen Ehe tut, und daß etwa der Mann in allen das gemeinsame Leben der Gatten betreffenden Fragen ausschlaggebende Stimme haben soll, so wie das im bürgerlichen Gesetzbuch gemeint ist und wie es besonders klar und scharf von katholischer Seite in der frauenrechtlerischen Literatur gefordert wird. Sondern der Mann folgert vielfach daraus für sich Herrenrechte, den Anspruch auf einen bedingungslosen Gehorsam; und die Frau beugt sich stumpf und widerstandslos unter Demütigungen und Zumutungen und setzt sich nicht einmal immer gegenüber brutalen Mißhandlungen zur Wehr.

Aus dieser Stumpfheit und Ergebenheit — nicht gegen äußere Notstände, nicht gegen ein unerbittliches, gottgewolltes Schicksal — sondern gegen Roheit und Unsittlichkeit gilt es, all die Frauen zu befreien, die dadurch geknechtet und entwürdigt sind. In ihnen soll das Gefühl von Menschenwürde und Frauenehre lebendig gemacht werden.

Dazu soll diese Schrift dienen. Sie reiht sich mit diesem Zweck den Darstellungen von Arbeiterschicksalen und anderen Veröffentlichungen an, die uns helfen sollen, das Volk mit seinen Versuchungen, seiner Schuld und seiner Größe zu verstehen. Das ist in unserer Zeit gar nicht so leicht! Es gehört viel guter Wille dazu, in die Psyche der Arbeiterkreise einzudringen; nicht nur für den,

der in der „Beletage" geboren ist und an des Lebens reichbesetzter Tafel speist. Denn nicht allein Besitz — auch Bildung *trennt*. Und in Deutschland trennt darüber hinaus noch der Wille der zielbewußten Sozialdemokratie, die nicht daran glaubt, daß auch im Bürgertum ideale Mächte von neugestaltender Kraft lebendig sind.

Das alles wirkt zusammen, um das deutsche Volk in der Tat in „zwei Nationen" zu spalten, „zwischen denen kein Verkehr und keine Sympathie besteht, die einander in ihrem Wollen, Denken und Fühlen nicht verstehen, die durch verschiedene Erziehung gebildet sind, sich nach verschiedener Sitte richten und über die nicht dieselben Gesetze gebieten."

Muß das wirklich so bleiben? Muß das deutsche Volk immer näher an den Abgrund des Klassenkampfes herangedrängt werden, oder gibt es Mittel, die uns zu gegenseitigem Verständnis helfen können?

Vielleicht können diese Skizzen den Zusammenhang von Unwissenheit und Roheit, von Not und Schuld etwas erhellen. Vielleicht können sie darüber hinaus Mittel zur Verständigung zwischen zwei Welten, die sich so fern scheinen, weisen. Dazu gehört wohl die Hilfe in Rechtsschutz- und Mütterberatungsstellen, in denen die Opfer des Lebenskampfes, die sich betrogen fühlen, nach Rat und Beistand und Rettung verlangen. Dazu gehört aber mehr noch alle vorbeugende Arbeit — vor allem die Fürsorge für die Jugend des Volkes — und schließlich alles, was den besitzlosen Schichten den Aufstieg zu höherer Bildung des Geistes und des Gemüts ermöglichen kann; was sie lehrt, Ehre und Würde nicht nur in den Angelegenheiten des beruflichen, sondern auch des *persönlichen* Lebens mehr als bisher zu wahren und zu schützen. *Das gilt für Mann und Frau.*

Darin liegen die großen Aufgaben, die unserer Zeit gestellt sind. Hinter dem gewaltigen wirtschaftlichen Auf-

schwung des Vaterlandes ist die geistig seelische Kultur zu stark zurückgeblieben. Ihre Entwicklung tut uns bitter not!

Den Frauen aber sollen diese Berichte von Verirrungen und Schwäche, von Unrecht und Unglück noch eine besondere Botschaft bringen. Wir Frauen wissen alle, daß Liebe, Hingabe, Aufopferung und Demut hohe Güter sind. Aber wir haben noch zu lernen, daß sie erst in voller Reinheit und hellstem Glanz erstrahlen werden, wenn sie kontrolliert und geleitet werden durch ein Gefühl für Frauenehre und Frauenwürde, durch die Fähigkeit der Selbstbehauptung.

Darin liegt — jenseits der Sphäre aller äußeren Rechte — im tiefsten Grunde der Kern der Frauenfrage. Von Sieg oder Niederlage auf diesem Gebiet wird ihre Lösung abhängen.

Berlin, Februar 1910.

Alice Salomon.

Liebe oder Gewohnheit?

Die Sache war uns ganz unbegreiflich, aber sie blieb dabei, daß sie ihn über Wasser halten müsse, und wir konnten nichts mehr für sie tun. Sie kam zu uns und erzählte: „Wir sind von Berlin weg, weil er in der letzten Zeit keine Arbeit mehr hatte. Er war am Elektrizitätswerk ein fleißiger, geschickter Arbeiter, aber er ist Alkoholiker und so jähzornig, daß er fast jeden Sonntag in eine Schlägerei verwickelt war. Dann kamen die Polizeistrafen, ein paarmal mußte er auch sitzen, er wurde vom Direktor wohl zehnmal verwarnt, als aber alles nichts half, wurde er entlassen. — Da wir beide aus Sachsen stammen, beschlossen wir, wieder dahin zu ziehen, gaben unsere Möbel als Frachtgut auf und reisten ab. In H., wo meine Eltern wohnen, machten wir Halt, da sich mein Mann dort Arbeit suchen wollte. Als er nach acht Tagen nicht das Passende gefunden hatte, fuhr er weiter nach M., in eine größere Stadt, sagte mir, er wolle sich dort Arbeit suchen und mich dann mit den drei Kindern nachkommen lassen. Als ich nach vierzehn Tagen noch nichts von ihm gehört hatte, wurde mir bange und ich fuhr ohne die Kinder nach M., um zu hören, ob er dort bei unseren Verwandten sei. Niemand wußte etwas von ihm, und da ich fürch-

tete, er sei in schlechte Gesellschaft geraten, beschloß ich, mit den Kindern und den Möbeln nach M. zu ziehen, dort eine Wohnung zu mieten und abzuwarten, bis er wiederkomme. Ich ging mit meinem Frachtbrief zur Bahn und hörte zu meinem Erstaunen, daß mein Mann unsere Möbel schon vor vierzehn Tagen nach M. expediert hatte. Ich fuhr also wieder nach M., erkundigte mich beim Einwohnermeldeamt, ob er sich hier angemeldet habe, aber niemand konnte mir Auskunft geben. Nun lief ich zur Bahn und erkundigte mich nach den Möbeln. Nachdem ich drei Stunden herumgelaufen war, erfuhr ich endlich von einem Spediteur, daß vor zirka acht Tagen ein Mann einen ganzen Haushalt, der von H. gekommen war, verkauft habe, und zwar an eine Althandlung. Ich lief dorthin und fand zu meinem Entsetzen alles dort. Unsere ganzen Habseligkeiten standen in einer Scheune aufeinander und ich stand da und konnte vor ohnmächtiger Wut und bitterem Herzweh keinen Ton hervorbringen. Also so war es! Alles hat er uns genommen und ist auf und davon. Was nun? Hätte er mir wenigstens meine Nähmaschine gelassen, die ich mir erst vor einem Jahr angeschafft hatte, die noch nicht ganz bezahlt war und die mir doch helfen konnte, Brot zu schaffen für mich und die Kinder! — Wohl eine Stunde mochte ich da gesessen haben, bis ich so weit war, daß ich wie zerschlagen zu meinen Verwandten ging und ihnen alles erzählte. Sie gaben mir zu essen und schickten mich zu Ihnen, da Sie mir helfen könnten. Helfen Sie mir, meine Damen, daß ich meine Nähmaschine wiederbekomme. Ich will auf

der Erde schlafen, wenn ich nur erst ein Zimmer hätte und meine Maschine!"

Wir versprachen zu helfen, mieteten ihr ein Zimmer, bezahlten die erste Monatsmiete, kauften ihr ein Bett und bekamen bei dem Althändler durch Vermittlung seiner Frau fertig, daß die Frau ihre Maschine für zwanzig Mark wiederbekam und diese zwanzig Mark in Monatsraten von fünf Mark abzahlen konnte. Diese Frau des Althändlers war eine ganz prachtvolle Person, derb, aber herzensgut und brav, und nur ihr verdankten wir das günstige Resultat. Kaum war Frau K. notdürftig eingerichtet und hatte begonnen, durch Nähen etwas zu verdienen, als von Berlin Briefe kamen von Abzahlungsgeschäften, die ihr mit Klage drohten, wenn sie die zu Unrecht weggeschleppten Möbel nicht weiter bezahle. Nun sollte die arme Frau auch noch die Möbel, welche ihr seiner Ehemann verkauft hatte, bezahlen!

Wir schrieben an die Geschäfte, legten den Sachverhalt klar und baten, der Frau Ausstand zu geben. Zwei Geschäfte gingen sofort darauf ein, während das dritte uns als Helfershelfer der Frau betrachtete und dementsprechend anmaßend schrieb. Wir lehnten in höflicher, bestimmter Weise eine derartige Korrespondenz ab und gaben der Firma anheim, sich über unsere Institution zu erkundigen, ehe sie sich erlaube, wieder an uns zu schreiben. Nach vierzehn Tagen erhielten wir dann einen außerordentlich liebenswürdigen Brief, in dem die betr. Firma die Regelung der Angelegenheit vertrauensvoll in unsere Hände legte. Wir überlegten nun mit Frau K. und brachten es

fertig, jeden Monat jeder der drei Firmen etwas zu schicken. Nach einem halben Jahr erklärten sich die Geschäfte auf unsere dringende Bitte, da Frau K. krank und hinfällig war, bereit, ein Drittel ihrer Forderung zu streichen, und so kam es, daß wir schon eine beträchtliche Summe gezahlt hatten, als plötzlich Frau K. nicht mehr zu uns kam. Wir warteten zunächst drei Wochen ab, und schließlich ging ich nach ihrer Wohnung. Doch — das Nest war leer, Frau K. ausgezogen und niemand im Hause wollte wissen wohin. Auf dem Meldeamt erfuhr ich die Wohnung, und als ich gegen Abend hinkam, saß der Ehemann mit Frau und Kindern ganz vergnügt um den Tisch. Ich war starr und fragte die Frau, ob sie denn ohne weiteres den Mann wieder bei sich aufgenommen habe, der sie so hintergangen habe? „Jaa," sagte sie, „was soll ich da machen? Er ist ja nicht schlecht, er kam nur in schlechte Gesellschaft, die zusammen nach Amerika wollten, weil man dort mehr Geld verdiene als hier. Deshalb hat er die Sachen verkauft und fuhr mit noch drei andern nach Hamburg. Es kam aber gerade kein Schiff und da haben sie alle ihr Geld versoffen. Nach acht Tagen ging er dann als Heizer auf ein Frachtschiff und fuhr mit bis Südamerika. Dort mußte er aber gerade so viel arbeiten wie hier, außerdem machte ihn die Hitze ganz krank, und so kam er denn bald als Heizer wieder hierher. Er soll wohl jetzt vernünftiger geworden sein, er hat sich jetzt vierzehn Tage gepflegt und hat so schön erzählt, daß jeden Abend die Stube voll Leute ist. Morgen fängt er wieder an zu arbeiten und dann haben wir schon bald wieder unsere Sachen

in Ordnung. Ich habe mich ja geniert, es Ihnen zu sagen, — aber — er ist doch mein Mann, und — ich bin froh, daß ich ihn wiederhabe."

Kein Wort von all der Sorge und Arbeit, die sie gehabt, kein Vorwurf, nichts von all dem Aerger, den sie berechtigt gewesen wäre, dem Manne zu zeigen, nur Freude, daß sie ihn wiederhatte, sonst nichts! — Auch für uns kein Wort des Dankes. Alles war untergegangen, vergessen in der Freude, den Mann wiederzuhaben.

Ist das Liebe?

Der Geist, der Gutes will und Böses schafft

„Versuchen Sie es doch einmal, meine Damen, ob Sie mir denn nicht die ministerielle Erlaubnis verschaffen können, daß ich den Mann heiraten darf, der nun schon seit zehn Jahren für mich und die Kinder sorgt." „Ja dann müssen wir erst ganz genau wissen, wieso Sie dazu kamen, schon bei Lebzeiten Ihres Mannes mit diesem Manne zu verkehren, denn aus diesen Akten, die Sie mitgebracht haben, geht hervor, daß Sie schon bei Lebzeiten Ihres Ehemannes Ehebruch mit diesem andern getrieben haben. Sie können doch wohl nicht annehmen, daß wir derartiges unterstützen oder gutheißen?" „Ja, das ist so eine eigentümliche Sache. Mein Mann schlug mich schon im ersten Jahr unserer Ehe. Jede Woche wenigstens zweimal war er betrunken und schlug dann, wenn er nach Hause kam, alles kurz und klein. Wir bekamen jedes Jahr ein Kind, und als er nach vierjähriger Ehe, wir hatten drei Kinder, Unfall

bekam, war es gar nicht mehr auszuhalten. Er arbeitete nicht mehr, betrank sich fast täglich und gab mir kein Geld, so daß ich sann, wie ich mir selber Geld verdienen könne. Eines Tages kam er nach Hause und sagte mir, „„kaufe doch zwei Betten und nimm dir Kostgänger, dann hast du und die Kinder zu fressen und mich kannst du in Ruhe lassen.““ Ich war's gerne zufrieden, kaufte zwei alte Betten, die er bezahlte, sagte es allen Nachbarn, daß ich mir fremde Leute nehmen wolle, und acht Tage später zogen zwei Arbeiter bei uns ein. Der jüngere kümmerte sich gar nicht um uns, aß und schlief in unserem Hause und ging sonst immer aus. Der ältere blieb jeden Abend zu Hause, auch am Tage war er oft bei uns, unterhielt sich mit den Kindern und sah gar bald, daß mein Mann ein roher Trunkenbold war, mit dem es kein Auskommen gab. Wenn er mal gar so arg tobte, sprach ihm Timmel zu und drohte ihm, ihn auch zu schlagen, wenn er mich anrühre. Dadurch wurde mein Mann allmählich ruhiger, hetzte mich aber immer „„schaff dir doch den feinen Mann an, geh doch zu dem““ und dergl. mehr. Ich sagte nichts, war's aber gerne zufrieden, daß Timmel nach Verlauf eines Jahres alles für die Kinder bezahlte, und litt es, daß er nach und nach nicht nur sein Kostgeld bezahlte, sondern mir seinen ganzen Lohn abgab. Natürlich verlangte er dafür auch Rechte, und da mein Mann sich schon seit Monaten gar nicht mehr um mich kümmerte, gab ich ihm, was er verlangte. Das Leben wurde so für mich erträglicher, ich hatte keine Sorgen mehr ums tägliche Brot und hatte den Mann, der so gut für mich und die Kinder sorgte,

gern. Wir bekamen Kinder, und da mein Mann wußte, wie die Sache lag, ließ er sich von mir scheiden. Trotzdem blieb er bei uns wohnen, ich sorgte weiter für ihn, bis er vor drei Jahren ins Krankenhaus mußte, wo er voriges Jahr an Delirium tremens starb. Nun wollte mich natürlich Timmel heiraten; da kommt die Polizei, verbietet ihm, länger bei mir zu wohnen, und ich bekomme ein Schreiben, ich dürfe den Mann nicht rechtmäßig heiraten, weil ich schon zu Lebzeiten meines Mannes mit ihm zusammengewesen sei. Nun bitte ich Sie, meine Damen, hatte ich denn einen Mann außer Timmel? Schäfer war wohl mit mir verheiratet, aber er sorgte doch nicht für uns, er kümmerte sich nicht um mich und die Kinder, er vertrank, was er verdiente, und wir wären der Armenverwaltung zur Last gefallen, wenn Timmel uns nicht ernährt hätte. Er ist ja jetzt bei mir ausgezogen und hat sich eine Schlafstelle gegenüber gemietet, die ihm ganz unnötig Geld kostet, denn er ist ja doch fast immer bei uns, und die Kinder wollen auch ihren Papa nicht entbehren, aber daß wir uns nicht richtig heiraten sollen, kann ich gar nicht verstehen. Ich kann das alles nicht so schön schreiben, deshalb bitte ich Sie, schreiben Sie es doch dem Minister, dann wird es sicher erlaubt."

Wir schrieben an das Ministerium und nach vier Wochen kam der Bescheid, daß nachgewiesen sei durch einwandfreie Zeugen, daß die Frau seit Jahren in schamloser Weise ihre Pflicht verletzt habe, indem sie mit Timmel im Hause ihres kranken Ehemannes Ehebruch getrieben habe. Unser Gesuch sei deshalb abschlägig beschieden und Timmel aufgefordert

worden, seine Wohnung bei Frau Schäfer unverzüglich aufzugeben. Das Attest des Arztes, daß Schäfer an Delirium tremens gestorben sei, ändere nichts an der Tatsache und folge anbei zurück.

Mutterleid

„Wollt Ihr mir helfen, Ihr Frauen, wollt Ihr einer alten, gebrochenen Mutter noch einen Liebesdienst erweisen? Dann macht mir ein Gnadengesuch an den Kaiser für meinen Jungen, meinen armen, unglücklichen, dummen Jungen!" — Wie ein Schrei, so gequält und schluchzend stieß sie es hervor, die große, starke Frau, die so gebückt und müde vor uns stand, und tiefes Mitleid erfaßte uns mit der Gebeugten. Was muß sie gelitten haben, daß die hohe Gestalt so klein geworden ist! Wie muß sie das Unglück erfaßt haben, daß sie so zu ihr gänzlich fremden Frauen kommt. Tief aufatmend setzt sie sich hin und erzählt, erst monoton und hastig, dann immer lebhafter werdend, bis sie zum Schluß mit hoch erhobenen Händen fast schreiend endet. „Er war ein solch lieber, lustiger Junge, voll toller Streiche, aber gut und brav. In der Schule war er im Lernen immer vornan und wir waren so stolz auf ihn, wenn er jauchzend und schreiend mit einem feinen Zeugnis nach Hause kam. Er hatte eine große Vorliebe für Tiere, und besonders Pferde waren immer sein größtes Entzücken. Deshalb wollte er Kutscher werden, um immer bei Pferden sein zu können. Als er konfirmiert war, gaben wir ihn zu einem Fuhrunternehmer in die Lehre, er war brav und fleißig

und durfte schon nach drei Monaten allein fahren. Unzählige Male kutschierte er mit seinem Wagen noch schnell bei uns vorbei, wenn's auch ein kleiner Umweg war, um sich zu zeigen. Dann knallte er lustig mit der Peitsche, und wo ich auch war, ich hörte das Peitschenknallen und kam schnell ans Fenster. Dann nickte er mir glückselig zu und fuhr weiter. So ging's vier Jahre lang, da ging er zum Militär. Er war sparsam gewesen und hatte sich genug gespart, um bei der Artillerie, zu der er sich freiwillig meldete, fast ohne uns durchzukommen. Auch dort war er gut, wurde nie bestraft und wurde bei seinem Abgang befördert. Als er nach seiner Militärzeit nach Hause kam, gefiel es ihm zu Hause nicht mehr, er nahm eine Stelle auf einem Gut an und ging weit fort. Drei Jahre blieb er weg und schrieb nur selten, dann kam er wieder, um, wie er sagte, in der Heimat zu bleiben und sich nach einer Frau umzusehen. Er war ein stattlicher Mensch geworden in diesen drei Jahren, groß und breitschulterig, braune, frische Gesichtsfarbe und hatte einen schönen Schnurrbart. Das Herz lachte uns Alten, wenn wir den schönen, lebhaften Burschen betrachteten, und wenn ich auch lächelte, daß der „„grüne Junge““, wie ich ihn bei mir noch nannte, schon ans Heiraten denken wollte, so begriff ich doch, daß er den Mädchen wohl gefalle. Er hatte bald eine gute Stelle gefunden und besuchte uns jeden Sonntagmorgen, des Nachmittags war er mit jungen Leuten zusammen, und nach kaum einem halben Jahr hörten wir, daß des Lehrers hübsches Töchterlein sein Liebchen geworden war. Wir freuten uns dessen und waren

stolz, daß er so gut gewählt hatte. Leider aber blieb das Verhältnis nicht ohne Folgen, und da der Herr Lehrer sich nicht entschließen konnte, seine Tochter dem einfachen Kutscher zur Frau zu geben, bekam das arme Mädchen das Kind vor der Ehe. Die Eltern wüteten, jagten das arme Mädel fort und gebärdeten sich wie toll. Ich half meinem Jungen Adele unterzubringen, er bezahlte alles, es verlief alles gut und nach und nach beruhigten sich auch des Mädchens Eltern wieder. Nach einem Jahr durfte Adele mit ihrem Kinde wieder nach Hause kommen, und da die Alten sahen, daß mein Junge treu zu seinem Mädchen hielt, gaben sie endlich nach.

Eines gefiel mir nicht an den beiden jungen Leuten, sie mochten beide das Kind nicht, ja, sie haßten es sogar beide, trotzdem sie es nicht sagten, ich hab's gefühlt von Anfang an. Bei den Lehrersleuten wurde meinem Jungen der Beamtendünkel in den Kopf gesetzt; sein Schwiegervater riet ihm, sich bei der Post zu melden, um „„Reichspostkutscher"" zu werden. Er tat es, wurde probeweise angestellt, alles ging gut, bis er plötzlich entlassen wurde. Er wußte nicht warum und lief hin und her, um es zu erfahren. Schließlich hörte er, daß die Verwaltung in Erfahrung gebracht habe, daß er Alimente zahlen müsse und daß er deshalb nicht angestellt würde. Stundenlang saß er bei uns, stundenlang bei seiner Braut und deren Eltern, und der Refrain von allem Reden, Ueberlegen und Sinnen hieß immer: „„Ja, wenn das Kind nicht wäre!"" Wenn das Kind nicht wäre, hätte er angestellt werden können, dann wäre er „„Reichspostbeamter"" gewesen, dann hätten ihn

Adelens Eltern gern als Schwiegersohn aufgenommen, und auch sie seufzte in allen Tonarten „„es ist doch zu schade!““ — Der Junge wurde ganz desperat. Er tat nichts mehr, er lief immer in der Stadt umher und kam sogar, was er früher nie getan, einige Male angetrunken nach Hause. — An einem Donnerstagmorgen plötzlich kam Adele hereingestürzt: „„Wo ist Franz, wo ist Franz, Änncheu ist gestorben!““ — „„Was, das Kind ist tot? Gestern hat es noch gespielt, war noch hier bei mir, wie ist denn das möglich?““ „„Rufe Franz, Mutter, Franz muß kommen,““ und damit lief sie wieder weg. Ich ging zu Franz ins Zimmer, er saß auf seiner Bettkante und — als ich ihn ansah — — da — — wußte ich alles! — Ich sagte nichts, ich ging in meine Küche und weinte, weinte, bis ich durch laute Stimmen wieder ins Alltagsleben zurückgerufen wurde. Drüben hatte man den Arzt gerufen, er konstatierte Tod durch Vergiftung, benachrichtigte die Polizei und die kam nun, meinen Jungen holen. — Mein Kind ist auch tot, aber es ist viel schlimmer tot als das kleine zweijährige Änncheu da drüben, denn mein Junge ist noch lebendig und schon tot!

Dann kam es, wie es kommen mußte, und gestern hat man meinen großen, armen Jungen zum Tode verurteilt wegen Mordes. Denken Sie sich, zum Tode durch Henkershand, meinen fünfundzwanzigjährigen Jungen, ist das nicht entsetzlich?! — — Ich will ja gar nichts mehr von der Welt, ich weiß ja, er mußte so bestraft werden, ich will mich ja bescheiden, nur diesen schmachvollen Tod meines Jungen, den möchte ich nicht erleben, und deshalb

flehe ich Sie an, machen Sie mir ein Gnadengesuch an den Kaiser, daß er Gnade für Recht ergehen lassen soll. Daß er einer sechzigjährigen Mutter das Entsetzlichste erspart, ihr geliebtes Kind so enden zu sehen." —

Wir erfüllten ihre Bitte, wird S. M. Gebrauch machen vom Recht der Krone?

Im Namen des Gesetzes

„Wenn Ihr mir nicht helfen könnt, Ihr Damen, dann bin ich ganz verraten!" — mit diesen Worten kam sie in unsere Sprechstunde. „So ein Unrecht, wie mir geschehen ist, ist wohl noch keiner Frau widerfahren." „Setzen Sie sich erst einmal hin und erzählen Sie, was Ihnen geschehen ist, sonst können wir Ihnen nicht raten und nicht helfen." Nach vielem beruhigenden Zureden erfuhren wir nun folgendes:

Vor fünfzehn Jahren heiratete sie einen Maurer, den sie auf der Hochzeit einer Freundin kennen gelernt hatte. Sie war die Tochter eines Schreiners, eines sehr angesehenen Handwerkers, hatte eine nette Aussteuer und mochte den acht Jahre älteren, aus Westpreußen eingewanderten Mann gut leiden. Die Ehe war eine sehr gute, der Mann arbeitete fleißig, brachte, was er verdiente, nach Hause, und sie hielt durch Fleiß und Sauberkeit den immer größer werdenden Haushalt in Ordnung. Sie hatten sechs Kinder, der älteste Junge sollte Ostern konfirmiert werden; da kam plötzlich an einem Dienstag-Vormittag ein Polizist, verhaftete ihren Mann und überbrachte ihr ein Schreiben, unverzüglich zum Land-

gericht zu kommen. Ganz betäubt ging sie sofort dahin, und als sie nach stundenlangem Warten endlich vor der zuständigen Stelle stand, wurde ihr vorgelesen, daß ihr Mann wegen Bigamie verhaftet sei und bei der Staatsanwaltschaft der Antrag gestellt worden wäre, ihre Ehe für ungültig zu erklären. Sie fragte den Herrn, ob das denn möglich sei, sie sei doch nach preußischem Gesetz standesamtlich und kirchlich in Preußen getraut, worauf ihr erzählt wurde, daß ihr Mann schon vor der Ehe mit ihr in Westpreußen verheiratet gewesen sei, dort eine Frau habe mit zwei Kindern, die ältere Rechte an den Mann hätten. „Ich ging," fuhr sie fort, „aber ich habe noch zwei Tage nachher nicht verstehen können, wie das möglich sei. Wie ein Mann fünfzehn Jahre mit seiner Frau Freude und Sorge und Arbeit teilen kann und imstande ist, das zu verheimlichen. Ich ging zum Pastor und wollte von ihm geholfen haben; ich ging zur Gemeindeschwester; ich lief von einem zum andern und keiner konnte mir helfen, keiner konnte mir raten. Und nun bin ich hier, in der Hoffnung, daß Ihr mir helfen könnt, denn was soll ich anfangen mit den Kindern, was soll ich tun ohne meinen Mann?" Der ganze Jammer einer plötzlich hilflos gewordenen Frauenseele lag in diesen Worten, und wenn wir auch noch nicht wußten, wie wir helfen könnten, versprachen wir ihr, helfen zu wollen und bestellten sie für übermorgen noch einmal zu uns.

Den nächsten Tag berieten wir stundenlang mit Juristen und kamen schließlich zu dem Resultat, den Mann zu veranlassen, sich von der ersten Frau scheiden zu lassen, da nach so langer Zeit ihm nie-

mand mehr eine Fortsetzung der Ehe in Westpreußen zumuten könne, denn damals hatte die Frau ihn verlassen. Nachdem wollten wir ein Gesuch an den Minister machen um Aufhebung des Eheverbots, und dann sollte er diese Frau nach dem Buchstaben des Gesetzes rechtmäßig heiraten.

Als die Frau wiederkam, war sie glücklich über diesen großartigen Ausweg aus dem schrecklichen Dilemma und wollte sofort dem Manne den Vorschlag machen. Er war auch damit einverstanden, wir leiteten im Armenrecht die Scheidungsklage ein, er wurde vorläufig auf freien Fuß gesetzt, und alles schien noch gut zu werden. — Da — kam ein Brief aus Westpreußen. Die Frau von dort schrieb, sie habe einen schönen Kotten, sei in guten Verhältnissen, der achtzehnjährige Fritz verdiene schön Geld, die siebzehnjährige Amanda habe eine gute Stelle und sei ein schönes, braves Mädchen, ganz der Vater. Amanda und Fritz schrieben, sie hätten jahrelang nach dem fremden Vater gesucht, wären glücklich, ihn gefunden zu haben und hofften, daß er bald käme.

Diesen Brief zeigte er seinen guten Freunden und beriet mit ihnen, was er tun solle. Einige zuckten die Schultern, die Mehrzahl aber riet ihm, doch „nicht verrückt zu sein" und dorthin zu gehen, wo er eigentlich von „Rechts wegen" hingehöre. Hier habe er Sorgen, viel Arbeit und sechs unerzogene Kinder; dort habe er einen schönen Besitz, zwei erwachsene Kinder und ein sorgloses Leben. Noch einige Tage schwankte er, bis schließlich unter dem Einfluß der guten Freunde auch der letzte Rest von Liebe für die arme Frau und die sechs unmündigen

Kinder schwand. Eines Tages war er abgereist, ein Briefchen an die Frau, daß sie bei seinem Brotherrn noch zwanzig Mark abholen könne, daß er in seine Heimat zurück sei und daß er die Scheidungsklage zurückgenommen habe, war alles, was er hinterlassen hatte.

Inzwischen war das Verfahren gegen den Mann natürlich fortgesetzt worden, und vorgestern bekam die Frau die Zustellung „im Namen des Königs", daß ihre Ehe ungültig erklärt sei, daß ihre Kinder nach dem Gesetz als uneheliche Kinder zu betrachten seien und daß sie als unrechtmäßige Gattin keinerlei Ansprüche an den Mann habe und ihre Kinder von dem Erbrecht gegenüber dem unehelichen Vater ausgeschlossen sind. Und das nach Gesetz und Recht!

Wie soll das arme Weib nun weiterleben? Weil der Mann ein Lump war, dem vor fünfzehn Jahren amtlich ausgestellte Papiere eine zweite Heirat ermöglichten, wird die Frau „im Namen des Gesetzes" für ehrlos erklärt. Darüber darf man denken wie man will, eine uneheliche Mutter mit sechs Kindern wird kein Mensch für anständig und ehrenhaft halten.

Der ganze Mangel unserer Gesetzgebung tritt hier kraß zutage. Das uneheliche Kind dürfte von der Erbfolge nicht ausgeschlossen sein, der famose Paragraph, daß der uneheliche Vater nicht mit seinem Kinde als verwandt gilt, muß fallen. Die Verantwortlichkeit muß zum Teil auf den Mann abgewälzt werden, damit solche Dinge unmöglich werden. Wie ein Hohn klingt diese Rechtsverkündigung, daß die ganze Verantwortlichkeit auf die Schultern der schwachen Frau gewälzt wird, denn

daß der Mann keine sechs Kinder alimentieren kann, weiß jeder, der die Verhältnisse kennt. Nun sitzt sie da, die sechsunddreißigjährige Frau, — bis vor einem Jahr blühend und gesund, — abgehärmt und gealtert, und wäscht und putzt von morgens bis abends für sich und ihre sechs unehelichen Kinder im Namen des Gesetzes!

Recht oder Unrecht

Begehen wir nicht zuweilen ein Unrecht, indem wir glauben, recht getan zu haben? Dürfen wir urteilen oder über Menschen bestimmen, deren Fühlen und Denken wir uns nicht zu eigen machen können? Ahnungslos kam sie zu uns und wollte fragen, ob ein achtzehnjähriger Junge vom Militär freikommen könne, weil er für ein Kind zu sorgen habe? Wir fragen sie aus, wie alt denn das Kind sei, wo die Mutter des Kindes, wer der achtzehnjährige Vater sei? Der Vater des Kindes sei ihr ältester Sohn und deshalb komme sie, um zu hören, ob wir nun nicht reklamieren könnten des Kindes wegen. Er gäbe ja wohl für das Kind später Geld her (vorläufig sei es noch gar nicht geboren) und er wolle auch dafür sorgen, aber, — wenn der Junge später zum Militär müsse, dann habe sie nichts mehr von ihm und das Kind auch nicht. Sie mache sich besonders über das Kind soviel Sorgen. Die Sache war merkwürdig, die Frau so nett und sauber, ihre Sorge um das Kind, das da kommen sollte, so ehrlich, daß ich versuchen wollte, ihr auf irgendeine Art zu helfen. Dazu mußte ich allerdings erst klar sehen

und bat sie deshalb, doch mit der Braut des Burschen einmal zu kommen, damit wir alles überlegten. „Ja," sagte sie, „das geht nicht, wenn Sie mir wirklich helfen wollen, dann machen Sie mir die Reklamation heute direkt. Ich kann nicht sooft von Hause fort, ich bin arm, habe noch sechs Kinder daheim und bin seit sechs Jahren Witwe." „Nun, denn sagen Sie uns einmal, wer ist denn das Mädchen? Wo ist es, wie alt ist es und was tut es?" „Ja — — ja — — was für ein Mädchen? Ja — ja — ein Mädchen hat — er — nicht. Nee — — wegen ein Mädchen bin ich ja nicht gekommen, nur wegen — dem Kind — und — wegen — dem Jungen." „Ja, liebe Frau, wer, wer bekommt denn das Kind?" schrie ich, instinktiv begreifend. „Ja" — — (schluchzend) „das Kind — das — kriege — — ich — ja!" Einen Augenblick waren wir wie zerschmettert. Wider Willen war der Frau dieses Geständnis herausgekommen. Man sah es an ihrem entsetzten Blick, man gewahrte es an ihrem zitternden Körper, das — hatte sie nicht gewollt. So ihr Geheimnis preisgeben wollte sie nicht. Nur Hilfe suchte sie bei uns, und nun, da wir wußten, was mit ihr geschehen war, nun — war es schlimmer als vorher. — Was nun? — —

Erschüttert von diesem Leidensbild vor mir, konnte ich nicht begreifen, wie die Frau soweit kommen konnte. Das war kein Leichtsinn, das war kein bloßer Sinnentaumel, das mußte etwas anderes sein. Das Weib vor mir war selbst gebrochen und trostbedürftig. So ruhig und liebevoll wie möglich, und doch in Ton und Ausdruck hart, fragte ich sie:

„Wie ist es denn denkbar, daß sich eine Frau so wegwirft? Wie konnten Sie dazu kommen? Wie müssen Sie den Sohn erzogen haben, daß er es wagt, in dieser Weise an seine Mutter zu denken? Erzählen Sie, wie das kam."

„Meine Damen," begann sie zitternd, „denken Sie nicht zu schlecht von mir. Mein Junge ist brav und gut, und — ist denn das so schlimm? Mein Mann starb vor sechs Jahren und ließ mich mit sieben Kindern elend und krank allein. Ich bekam für mich und die Kinder eine kleine Unterstützung, von der wir kaum soviel hatten, daß alle sieben Kinder satt wurden. Mein Ältester half nach zwei Jahren mitverdienen, ich konnte wieder arbeiten und so kamen wir eben, eben durch. Alles, was die beiden Jungens verdienten (der zweite von sechzehn Jahren half auch), brachten sie mir, bis vor etwa sechs Monaten. Da kam des Nachmittags Otto nach Hause und hielt von seinem Lohn fünf Mark zurück. Ich fragte ihn, wofür er das brauche, und da erzählte er, seine Kameraden lachten ihn aus, weil er noch nie bei einem Mädel gewesen sei. Er wollte sich aber nicht belachen lassen und deshalb wolle er nun auch einmal zu einem Mädel. Denken Sie," fuhr sie hochaufatmend fort, „fünf Mark, was die für mich bedeuten! Käthe sollte bald konfirmiert werden, jeden Pfennig mußte ich haben. Ich kämpfte erst lange mit mir, aber — — schließlich siegte doch der Verstand über das dumme Gefühl! — Ich sagte ihm: „„Junge, willst du dich krank machen und noch dein schönes Geld dabei ausgeben? Das hast du gar nicht nötig, heute Abend, wenn die anderen alle

schlafen, kommst du zu mir, dann bleibt das Geld im Hause und du bleibst gesund!'''' — Er sagte kein Wort, er gab mir das Geld, und so kam es, daß ich meinen Jungen zu mir ließ. ,,,,Sagt, Ihr Damen, ist denn das so schlimm? — Ist das denn Unrecht? — Ich brauchte das Geld doch so nötig und ich konnte doch auch dem braven, fleißigen Jungen nicht alles abschlagen. Ist denn das so gefährlich?''

Ja, wir fanden es schlimm, wir fanden es so furchtbar, daß wir dafür sorgten, daß der Frau die Kinder, weil sie nicht fähig war, dieselben zu erziehen, weggenommen wurden. Sie wurden zerstreut unter fremde Leute, die sie an Kindesstatt annahmen. — Die Frau aber konnte die Trennung von ihren Kindern nicht überwinden, der Schlag traf sie so plötzlich, daß sie nach kurzer Krankheit starb.

Was wäre aus dieser Armen geworden, wenn die Angelegenheit zufällig zur Kenntnis der Behörde gekommen wäre? Die ganze Härte des Gesetzes hätte auf sie angewendet werden müssen. In jahrelanger Zuchthausstrafe hätte sie sich umsonst gequält, den Grund zu finden, warum sie so hart bestraft sei. Oft denke ich an das unglückliche Weib und der Gedanke läßt mich nicht los, daß unser Eingreifen Unrecht gewesen ist. Können wir Menschen, wie sie, richtig verstehen und beurteilen? Ich glaube es nicht. Der Ausdruck ihrer Augen, der Ton ihrer Stimme war bei allem Mangel an Moralbegriff so kindlich naiv, ihre Anschauung war so kindisch dumm und die Sorge um das Geld, das ihr verloren gegangen wäre, unmittelbar echt und wahr. Zeit ihres Lebens konnte sie nur mit Pfennigen rechnen, ihre Ehe,

ihr Haushalt, ihr Leben eine einzige Pfennigrechnung. Nie konnte sie soviel Geld auf einmal verdienen und dabei noch die Sorge um ihren Jungen loswerden, und jetzt, da sie geglaubt hat, klug gehandelt zu haben, hatte sie ein Verbrechen begangen. Nein, es kam ihr nicht zum Bewußtsein. Dieses trostlose „ist denn das so schlimm?", das sagte alles. Ihre Erziehung war gleich Null, das Milieu, in dem sie gelebt, ewige Sorge um die armselige Existenz, früh ohne männliche Hilfe, hat die graue Alltagsnot alles in ihr verschlungen. Alles andere war klein und gering, nur der Verlust an Geld war für sie das schlimmste. Ich bin heute fest überzeugt, daß sie es sich für Zimperlichkeit ausgelegt hätte, wenn sie anders gehandelt hätte, denn an idealen Werten hatte sie ja nichts zu verlieren, sie besaß keine. Des Lebens Elend hatte ihr nichts gelassen, wie die Sorge um ihre Kinder, die materielle Sorge des Satteſſens und Kleidens.

Eheleben

Blaß und verlegen stand sie vor uns und wußte nicht recht, wie sie beginnen sollte, und erst auf unser ermunterndes Zureden stieß sie endlich, ohne aufzusehen, die Worte hervor: „Muß eine Frau alles tun, was der Mann von ihr verlangt?" In dem Bemühen, Ehezwistigkeiten durch eine unvorsichtig gegebene Antwort nicht noch zu vergrößern, sagten wir: „Das kommt ganz darauf an, was Ihr Mann von Ihnen verlangt und wie er es verlangt. Seid Ihr denn nicht einig?" — „Einig?" — schluchzte sie,

„einig waren wir eigentlich nie. Er hat seine Mutter mit in die Ehe gebracht und die hetzt ihn beständig gegen mich auf, so daß ich keinen Tag Ruhe habe. Als wir sechs Wochen verheiratet waren, klagte ich, und konnte mittags nichts essen. Da sagte seine Mutter: „„Siehste, Wilhelm, deine Anna ist zu fein gewöhnt, die kann nicht essen, was deine Mutter kocht.““ Ich sagte gar nichts, denn ich hatte schon die ganze Zeit Wilhelm gebeten, er solle mich doch unsern Haushalt führen und kochen lassen, aber er sagte immer, das könne Mutter besser. So ging das nun weiter, mir war immer übel und Mutter hetzte jeden Tag. Schließlich schrie mich Wilhelm an, ich solle essen, sonst bekäme ich Hiebe, und nach weiteren vierzehn Tagen schlug er mich jeden Mittag. Erst schlug er mir ins Gesicht, später mit der Faust ins Genick und dann, wohin er kam. Seine Mutter saß lachend dabei, und trotzdem sie wußte, daß ich in Hoffnung war und beim besten Willen nicht essen konnte, versuchte sie nie, ihren Sohn zu besänftigen. Im Gegenteil, wenn ich mal einen Apfel aß oder ein Glas Bier trinken wollte, erzählte sie in hämischer Weise Wilhelm, daß einer, der in der Zwischenzeit Bier trinke, bei Tisch keinen Appetit haben könne. Mich hörte mein Mann gar nicht mehr an, und ich hatte auch nicht Energie genug, um ihm, ohne gefragt, etwas zu erzählen. Nun schlug er mich, um mir das Saufen abzugewöhnen, und als ich ihm endlich sagte, daß ich in Hoffnung sei und weder essen noch trinken könne, schlug er mich vor Wut, weil ich ihm das nicht schon früher gesagt habe. Ich konnte machen, was ich wollte, ich bekam Schläge, und ich nahm

mir vor, still auszuhalten, bis das Kind da sei, dann wollte ich von ihm fortgehen, aber es kam zu schlimm. Vor einiger Zeit, ich lag schon lange zu Bett und schlief, kam er nach Hause, riß die Decke von mir weg und biß mich zweimal in die linke Wade, daß ich zwei Stunden ununterbrochen blutete. Ich ging am nächsten Morgen zum Arzt und ließ mir bescheinigen, daß ich gebissen worden war. Mit diesem Attest ging ich zum Gericht und beantragte Ehescheidung. Nach einigen Wochen war Sühnetermin. Mein Mann sagte, da wisse er gar nichts von, daß er mich gebissen habe, so schlimm wäre das auch nicht gewesen mit den Schlägen, und jetzt, wo ich bald sein Kind bekäme, ließ er mich doch nicht fort, er habe mich gern, ich sei nur so empfindlich und er bitte mich, ruhig wieder mitzugehen. Seine Mutter, die aussagen sollte, wie unsere Ehe sei, sagte, sie habe noch nie gesehen, daß ich geschlagen worden sei; Zeugen hatte ich nicht, und so wurde ich abgewiesen und gesetzlich aufgefordert, das eheliche Leben wieder mit meinem Manne fortzusetzen. — Als wir nach Hause kamen, sagte er mir „„das sollst du mir büßen““ und schlug mich mit einer Gerte über Gesicht und Rücken, bis ich ohnmächtig wurde. Ich wurde nun ganz apathisch, bis er vor vier Wochen betrunken nach Hause kam, zu mir ins Bett kroch und mich furchtbar mißhandelte. Ich wehrte mich, kämpfte mit ihm und schrie so fürchterlich, daß die Nachbarn herbeikamen. Ich rettete mich zu einer Frau, erzählte der das Schreckliche und bekam noch in der Nacht mein Kind. Die Frau, bei der ich lag, und die Hebamme können bezeugen, daß es mir so ging, und

ich gehe eher ins Wasser, ehe ich zu dem Manne zurückgehe. Er schrieb mir, ich solle noch heute zu ihm kommen, sonst ließe er mich mit der Polizei holen. Ich sei seine Frau und er könne mit mir machen, was er wolle, ich habe zu gehorchen, sonst nähme er mir das Kind. Deshalb komme ich hierher und wollte fragen, ob das Gesetz denn so grausam ist, ob er mir das Kind nehmen kann und ob ich zu ihm zurück müßte, wenn ich bei dem Kinde bleiben will? — Ich schwöre Ihnen zu beim Leben meines vierzehn Tage alten Kindes, daß jedes Wort wahr ist, und ich bitte Sie, helfen Sie mir. Was der Mann mir getan hat, kann ich ja keinem Manne erzählen, aber schreiben können Sie es vielleicht, damit ich von dem Manne abkomme."

Weinend saß sie da und mit fieberhaft glänzenden Augen wartete sie auf unsere Antwort. „Seien Sie ohne Sorge, Frau, das gibt es nicht mehr, daß die Polizei die Frau holen kann. Kein Mensch kann Sie zwingen, zu dem Manne zurückzugehen, und das Kind gehört auf jeden Fall die ersten vier Jahre der Mutter." „Gott sei Dank," kam es zitternd über ihre Lippen, „endlich höre ich einmal ein beruhigendes Wort. Ich habe niemand hier am Platz, der mir hilft, und alle Leute, die ich bis jetzt gefragt, sagten, das Recht sei auf meines Mannes Seite. Darf ich denn abreisen in meine Heimat, darf mich die Polizei nicht mit Gewalt zurückbefördern, und darf ich mein Kind mitnehmen?" Wir konnten sie beruhigen, bestärkten sie in ihrem Entschlusse, so bald wie möglich nach Hause zu fahren, erklärten uns bereit, das Reisegeld vorzulegen, schrieben ihr Abfahrt und An-

kunft des Zuges auf und belehrten sie, daß die Ehescheidungsklage immer am Wohnungsort des Mannes geführt werden müßte. Wir machten noch an demselben Tage eine Eingabe um das Armenrecht, strengten dann die Ehescheidungsklage an und haben vor einigen Tagen die Nachricht erhalten, daß endlich das arme Weib von seinem Peiniger befreit ist. Auch bei dieser Verhandlung wußte die Mutter des Mannes von nichts.

Proletarierstolz

Eines Tages kam eine Frau zu uns, bleich und abgezehrt, mit drei kleinen Kindern, die alle drei Knochenverkrümmungen hatten. Sie weinte bitterlich, daß ihr Mann nicht genug verdiene, um sie und die Kinder zu ernähren. Sie müßten die bitterste Not leiden, sie habe für die drei kranken Kinder, ihr ein gesundes und sich täglich nur einen Liter Milch und sie wüßte sich keinen Rat. „Ja, waren Sie denn noch nicht bei dem Wohltätigkeitsverein, oder haben Sie sich noch nie an die Stadt gewandt?" war unsere erste Frage. „Ja, das habe ich wohl," kam es sehr verlegen heraus, — „aber — man hilft uns nicht, weil, weil — — mein Mann Sozialdemokrat ist." „Nun, dann wollen wir einmal versuchen, ob wir Ihnen helfen können. Wie heißen Sie, wo wohnen Sie und wie lange wohnt Ihr Mann resp. Ihre Familie schon in unserer Stadt?"

Nachdem dies alles erledigt war, sagte sie stotternd: „Ja, Ihr Damen, er darf aber nicht wissen, daß ich bei Euch war, sonst wird er ganz

wild. Ich verstehe ihn überhaupt oft gar nicht, er will von den reichen Leuten nichts geschenkt haben, und die Armen können uns doch nichts geben. Ach bitte, helfen Sie wenigstens für die armen Kinder sorgen."

Wir unterbreiteten den Fall der Armenverwaltung und bekamen ohne die geringste Schwierigkeit Milchmarken, mit denen wir für die Kinder Milch bestellen konnten. Dann untersuchte der Stadtarzt die Kinder und stellte bei allen drei Rachitis, durch mangelhafte Ernährung, fest. Die Kinder waren derart unterernährt, daß die Knochen keine Festigkeit erlangten und bei allen die Gefahr bestand, daß sie verkrüppelten. Die Aussage war geradezu trostlos und wir suchten noch außer der städtischerseits bewilligten Milch durch private Sammlung und davon gekauften Naturalien die halbverhungerte Frau mit ihren Kindern zu unterstützen. Wir ließen täglich drei Liter Milch hinbringen, schickten Mittwoch und Samstag Brot, Eier und Wurst hin und hofften so den Leuten richtig zu helfen. Alles wurde stillschweigend hingenommen, aber wir hörten und sahen nichts mehr von unserem Schützling.

Endlich nach vier Wochen ging ich hin, um zu hören, ob auch alles an die richtige Adresse kam. Als ich die Frau und die Kinder sah, habe ich sie im ersten Moment tatsächlich nicht erkannt. Während die Frau vor vier Wochen matt aussah und apathisch und leise sprach, lächelte sie mir jetzt vergnügt entgegen, sprach heiter und lebhaft, und auch die Kinder, die seinerzeit durch kein liebevolles Wort zu bewegen waren zu lächeln, lachten mir jetzt alle drei entgegen.

Man sah ihnen an, sie waren satt und begannen sich zu entwickeln. Ich freute mich herzlich des sichtbaren Erfolges und nahm mir vor, in einiger Zeit mal wieder nachzusehen.

Durch viele Arbeit und persönliche Dinge kam ich erst zwei Monate später dazu. Nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr spazierte ich in die ziemlich entlegene Straße und betrat das mir bekannte Haus. Wüstes Schimpfen und Schreien drang mir entgegen, und als ich trotzdem beherzt eintrat, bot sich mir ein häßliches Bild. Die Kinder saßen mit weitaufgerissenen Augen heulend auf dem Fußboden, während ein großer, hagerer Mann vor der Mutter der Kinder stand, mit der Linken das Handgelenk der Frau umspannt, die Rechte zum Schlage erhoben. Mit einem lauten „guten Tag" unterbrach ich die traurige Familienszene, und erschrocken ließ der Mann von seinem Beginnen ab.

Mit wütendem Blick betrachtete er mich und fragte barsch: „Was wollen Sie?" „Ich wollte Ihre Frau besuchen und einmal sehen, wie es den Kindern geht." „Aha, dann sind Sie wohl die feine Dame, die hierher kommt, wenn ich nicht zu Hause bin, die meiner Frau Leckerteilchen zustoppt, die ich nicht bezahlen kann! Ja, ich habe es schon lange von den Nachbarn gehört, aber aus dem verfluchten Frauenzimmer war nichts herauszubringen."

„Was fällt Ihnen denn ein? Seit wann ist es denn Sitte, daß ein anständiger Arbeiter eine Dame beschimpft, die ihm helfen will, seine Kinder mit geraden Gliedern aufwachsen zu sehen?" „Was gehen Euch meine Kinder an? Habe ich Euch um Almosen

gebeten?" schrie er wütend, „eher sollen meine Kinder und meine Frau verhungern, ehe ich mir von Euch — was schenken lasse, ich brauche Eure Hilfe nicht, und ich will sie auch nicht, und damit basta!" —

Die Frau sah mich ganz entsetzt an und winkte mir mit den Augen zu gehen. Da ich fürchtete, den Mann durch irgendwelche Antwort noch mehr zu reizen, ging ich schweigend davon.

Nach drei Tagen bekam ich von der Molkerei Nachricht, die Milch würde von der Frau nicht mehr angenommen. Wir versuchten das Gericht für die Angelegenheit zu interessieren, die Eheleute behaupteten jedoch b e i d e, genügend für ihre Kinder sorgen zu können, und so blieb uns nichts übrig, als die armen Menschen ihrem Schicksal zu überlassen.

Sorgen

„Irgendwo muß ich mein Herz erleichtern, jemanden muß ich teilnehmen lassen an meinen entsetzlichen Sorgen, sonst verliere ich noch den Verstand! Was mir passierte, ist schrecklich, für mich aber doppelt schlimm, weil ich es verheimlichen will vor meinem Mann." „Reden Sie ruhig, sagen Sie alles, was Ihr Herz bewegt, aber sammeln Sie sich möglichst und erzählen Sie Ihre Leidensgeschichte von vornean."

„Meine Geschichte ist sehr kurz und sehr schwer. Als vor sechs Jahren meine Mutter starb, bat ich meinen Mann, meinen alten Vater zu uns ins Haus zu nehmen. Ich wollte dem alten Manne ein ruhiges, angenehmes Alter bereiten, mir aber auch durch

ihn eine Kraft sichern, die ich nicht zu bezahlen brauchte, und so willigte denn nach langem Zögern mein Mann ein. Ich vertraute nun oft die Kinder der Obhut meines Vaters und ging zum Waschen und Bügeln in herrschaftliche Häuser. Alles ging gut, ich konnte nett mithelfen verdienen, und jetzt an Ostern, als unsere Älteste konfirmiert war, dachten wir aus der schlimmsten Sorge heraus zu sein. Ich wollte sie in einen netten Dienst geben, doch da sie für ihr Alter noch sehr klein und unentwickelt ist, wollte sie mein Mann noch ein halbes Jahr im Hause behalten, weil er hoffte, daß sie sich dann körperlich besser entwickle. Seit etwa vier Wochen sieht sie so erbärmlich aus und ist so hinfällig, daß ich heute mit ihr zum Arzt gehen wollte. Sie aber wehrte sich, sie sei nicht krank, sie wolle nicht zum Arzt, sie ließe sich nicht untersuchen und dergl. mehr. Mir war ihr Benehmen auffällig, und als mein Mann zur Arbeit war, nahm ich sie zu mir ins Schlafzimmer, fragte sie einmal gehörig aus und — — denken Sie sich, das Kind ist in Hoffnung. Ich dachte es mir ja und doch war ich fassungslos, als sie es mir bestätigte, denn ich konnte mir nicht denken, wer sich an dem häßlichen, zarten Kinde vergreifen könne. Natürlich verlangte ich das von ihr zu wissen, nannte ihr die Namen aller Schuljungen, die ich kannte, dann alle Jungen und Männer in der Nachbarschaft, und schließlich gestand sie mir schreiend und weinend, daß — — ihr Großvater der Erzeuger ihres Kindes sei!"

Schluchzend unterbrach sich die arme Mutter, und am liebsten hätte ich mit ihr geweint über so viel

Herzeleid. Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen, um dann der bangen Frage Platz zu machen, „Was nun?“ Ich tröste die Frau nach Möglichkeit und verspreche, am nächsten Tag, wenn der Vater an der Arbeit ist, hinzukommen, um weiter mit ihr zu beraten. Dieser Fall ist zu schlimm, das bedarf erst reiflicher Ueberlegung. Sie geht, erleichtert und beruhigter, daß sie jemand hat, der mit ihr sorgt und sich bemüht, ihr zu helfen. Was soll man nun tun und was muß man tun? Nach dem Buchstaben des Gesetzes den alten, fast siebzigjährigen Greis anzeigen, dessen ganzes Leben, das so weit ruhig verlaufen war, vor die Oeffentlichkeit zerren, das gute Eheleben der Eltern zerstören, um dem Gesetz zu genügen. Nein, damit ist niemandem geholfen, sondern alles verdorben, und wir wollen helfen, helfen nach rein menschlichem Ermessen, Wunden verbinden, keine schlagen. Aber es ist schwer und wir müssen zu Ausflüchten und Unwahrheiten unsere Zuflucht nehmen, wollen wir das lebendig Gute hier erhalten. Zunächst gilt es, den Vater des Kindes in Unwissenheit zu halten über den Zustand seiner Tochter und ein Unterkommen für das Kind zu suchen, und dann wird es nötig, den Großvater, der die Liebe seiner Kinder so mißbraucht hat, aus dem Hause zu entfernen.

Am nächsten Tage komme ich hin und spreche erst allein mit dem Alten. Ein alter, hinfälliger, zittriger Greis sitzt weinend vor mir und beteuert, er wisse selbst nicht, wie das gekommen sei, aber die Dirne habe ihm keine Ruhe gelassen. Sie ganz allein sei schuld an dem Unglück und er gräme sich fast tot ob der Schande. Er tat mir leid, der alte Mann,

trotz seinem Unrecht, und ich ging nun zu der Hauptperson dieses Familiendramas. Ein struppiges, unentwickeltes, häßliches Kind, wie eine Zwölfjährige, mit dick verweinten Augen, saß am Herd und blickte beschämt zur Erde. Ich nannte sie beim Vornamen und zankte mit ihr, sagte all das, was man in solchen Fällen zu sagen pflegt, wartete aber vergebens auf eine Antwort oder ein bedauerndes Wort der kleinen Sünderin. Nur an dem feindseligen Blick, den sie mir zuweilen zuwarf, oder dem ungeduldigen Zucken der Schultern sah ich, wie unangenehm ihr mein Besuch war. Ich hatte mich vorher telephonisch mit einer großen Entbindungsanstalt in Verbindung gesetzt und diese war bereit, das Kind (schon der Eigenartigkeit des Falles wegen) sofort unentgeltlich zu nehmen. Ich riet nun der Frau, dem Manne zu sagen, daß wir eine Stelle für die Tochter nach auswärts hätten, daß sie im ersten Jahr aber nichts verdiene und daß sie damit einverstanden sei, das Kind dorthin zu bringen. Dann wollten wir eine Fürsorgedame bestimmen, ihre Adresse zur Verfügung zu stellen, um etwaige Briefe für die Kleine anzunehmen, und damit sei zunächst für das Wichtigste gesorgt. Die Frau weinte vor Dankbarkeit, daß wir so gesorgt hatten, und versprach, alles sofort so zu erledigen. Der Großvater war in der Nacht von der Aufregung der letzten Tage krank geworden und lag nun in hohem Fieber.

Wenn ein Wunsch etwas helfen könnte, hier möchte ich wünschen, um zu helfen! — Acht Tage später brachte die arme Mutter ihre vierzehnjährige Tochter in die neue Stelle, der Vater hatte nichts ge-

merkt, ahnungslos brachte er seine Älteste zur Bahn und ermahnte sie, brav und fleißig zu sein. Der Großvater erholte sich nicht mehr von der Aufregung und starb nach Aussage des Arztes vier Wochen später an Altersschwäche. —

Lange, lange Zeit hörte ich nichts mehr von den Leuten. Da wird mir eines Tages „ein Fräulein" gemeldet und als ich mich umdrehe, steht ein hübsches, schlankes, wohlgebautes Mädchen vor mir, das mir gänzlich fremd ist. Ich frage nach ihren Wünschen, und tief errötend stammelt sie: „Ich wollte mich bei Ihnen bedanken, denn Ihnen verdanke ich es, daß ich ein ordentliches Mädchen geworden bin. Kennen Sie mich denn nicht wieder? Ich bin Eva, die Sie vor zwei Jahren nach P. geschickt. Mein Kind ist tot. Aber das, was Sie für mich und Mutter damals getan haben, das kann ich Ihnen nur dadurch danken, daß ich Ihnen heute sagen darf, daß Sie Ihre Liebe an keine Schlechte verschwendet haben." — Sie reichte mir die Hand, „haben Sie vielen, vielen Dank," — eine leichte Verbeugung, — und ehe ich mich recht von meinem Staunen erholt hatte, war Eva verschwunden.

Verantwortlichkeitsgefühl

Es gibt sicher Menschen, denen das Wort „Verantwortlichkeitsgefühl" ein vollständig leerer Begriff ist, sonst könnte es nicht so ungerecht im Leben hergehen. Was uns die arme, kranke Frau, die da vor uns stand, erzählte, gibt ein krasses Beispiel dazu. Leise und zaghaft begann sie und erzählte uns folgendes:

„Kommt da in bitterer Kälte eines Tages ein feiner Herr und bittet uns, wir sollen uns eines jungen Mädchens annehmen, das ganz in der Nähe untergebracht sei und einer schweren Stunde entgegengehe. Es sei seine Geliebte, er sorge für alles und wolle auch uns reichlich belohnen, wenn wir uns der jungen Mutter liebevoll annähmen. Mein Mann kannte den Herrn, den Sohn einer sehr reichen Familie, sehr feiner Leute, und versprach gerne zu helfen. Der Herr ließ uns sofort dreißig Mark da und bat uns nochmals um Hilfe für sein Liebchen und ritt, freundlich grüßend, nach Hause zurück. Mein Mann war Schreiner, hatte nicht sehr viel Arbeit, wir hatten zwei Kinder, das dritte wurde erwartet, da wirkten natürlich die dreißig Mark wie junger Most. Wir waren ganz berauscht von dem Glück, das uns widerfahren, und ich machte mich sofort auf den Weg zu dem jungen Mädchen. Ich traf sie zu Hause an, sie freute sich, wie sie sagte, sehr, als ich kam, denn ihr Bräutigam hatte ihr schon von uns erzählt, und wir unterhielten uns sehr gut. Bald wußte ich, daß mein Kind zwei Monate früher zur Welt kam als das ihre, und das freute uns beide, da wir uns dann gegenseitig helfen wollten. Sie war zwar eine sehr feine Dame und ich eine einfache Arbeiterfrau, aber ihr Zustand hatte sie sehr weich gestimmt und sie verkehrte mit mir, wie mit ihresgleichen. Sie sah sehr elend aus und klagte immerfort, während ich gut aussah und wohl und gesund war. Sie tat mir so leid und ich hatte mehr Angst um sie als um mich. Am Weihnachtsabend war sie bei uns, und da ich über große Müdigkeit klagte, ging sie früh

fort Zwei Stunden später war unsere kleine Grete geboren, und als ihr morgens mein Mann die Botschaft brachte, weinte sie vor Freude und Aufregung. Sie kam sofort zu uns, half nett für die Kinder und mich sorgen und war so um uns bemüht, daß wir sie alle lieb gewannen.

Zwei Monate später wurde ich eines Abends gerufen. Unsere Nachbarin hatte einen Jungen bekommen, ein entsetzlich kleines, mageres, über und über mit Geschwüren bedecktes Kind. Sie selbst war furchtbar schwach, weinte leise vor sich hin und stöhnte nur immer: „„Frau Winter, sorgen Sie für das Kind.““

Wir schrieben sofort an Herrn S., und schon am nächsten Tage war er da, um sich nach Mutter und Kind umzusehen. Er brachte einen befreundeten Arzt mit, es wurde Champagner geholt, alles mögliche getan, aber das arme Mädel mußte daran glauben, sie bekam Fieber und am vierten Tag ist sie gestorben. Ich war ganz außer mir, ich konnte mir nicht denken, woran dies arme, junge Menschenkind gestorben war, so schnell gestorben. Ich hatte doch schon drei Kinder und war gesund und stark. Ihre letzten Worte an mich waren noch „„Frau Winter, sorgen Sie für mein Kind.““ Ich wollte ja gerne für das elende Würmchen sorgen, aber es war schwer, das Kind vertrug nichts und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Da kam am Tage nach der Beerdigung Herr S. zu mir und bat mich, ich solle mein kräftiges, gesundes Kind doch mit Kuhmilch weiter ernähren und das zarte, kranke Kind an die Brust nehmen, dann käme es sicherlich voran. Meinem Kinde schade

ich nicht, seinem Kinde nütze ich, ich habe Emma doch versprochen, für das Kind zu sorgen, und er wolle mir monatlich dreißig Mark geben, wenn ich den Jungen selbst nährte. Ich überlegte hin und her, aber das Mitleid mit dem Kinde und — ich gestehe es offen — auch das Geld veranlaßte mich dazu, das Gebot anzunehmen. Nach kurzer Überlegung nahm ich den kleinen Alfred als Pflegekind an.

Mein kleines Mädel war erst sehr unzufrieden mit seiner Rabenmutter, aber schließlich fügte es sich und gedieh weiter ganz gut. — Der kleine Junge aber ließ es sich gut schmecken, er erholte sich langsam, sein Körperchen wurde glatter und nach vier Monaten war er ein ganz schöner, normaler, kleiner Mann, noch zart, aber rosig und nett. Ich hatte meine helle Freude an den Kindern und mein Mann sprach nicht anders von ihnen wie von „„unserem Zwillingspaar"". Da, eines Morgens, als ich aufstehen wollte, hatte ich furchtbare Schmerzen in den Augen und nur mit Mühe konnte ich sie öffnen. Ich wusch und wusch, und schließlich ließ der Schmerz etwas nach, aber sie waren ganz rot. Ich glaubte mich erkältet zu haben, badete sie mit Kamillentee und ging einige Tage nicht aus. Doch sie wurden immer schlimmer, schmerzten immer mehr, so daß ich eines Tages zum Arzt ging. Er untersuchte mich, besah sich die Augen, schüttelte den Kopf, untersuchte mich nochmals und sagte schließlich: „„Ja, liebe Frau, das ist eine dumme Geschichte! Sie müssen mir mal Ihren Mann herschicken."" Ich stutzte, — „„das muß wohl etwas Schlimmes sein, daß er mir's nicht sagen will"", dachte ich, sagte aber nichts und ging sehr

deprimiert nach Hause. Am Abend erzählte ich alles meinem Manne und der lief sehr bestürzt am Morgen zum Arzt. — Nach einer Stunde kam er zurück, so verfallen, so bleich, daß ich ganz entsetzt war. „„Was ist dir, Robert?"" fragte ich ihn. Aber er ließ sich auf einen Stuhl fallen und weinte, weinte ganz schrecklich. Ich weinte mit ihm, denn ich dachte mir, daß ihm Schweres offenbar geworden, denn so sah ich meinen Mann noch nie. Schließlich aber faßte ich mich und sagte resolut: „„Das Weinen kann uns nichts helfen, sage gerade heraus, was dir der Doktor gesagt hat."" Er sah mich schrecklich traurig an, dann sagte er: „„Daß du so krank bist, Linchen, ist schrecklich, aber, — daß du mich so betrogen hast, das ist noch viel schrecklicher!"" „„Was,"" schrie ich auf, „„ich dich betrogen? Bist du denn plötzlich verrückt geworden, oder bist du betrunken? Ich habe noch nie daran gedacht, dich zu betrügen."" „„Dann mußt du mit zum Doktor. Er sagte mir, mit deinen Augen das sei Syphilis und ich habe dich angesteckt. Als ich deswegen aufmuckte, hat er mich untersucht und festgestellt, daß ich ganz gesund bin. Ein anderer muß dir also die Krankheit gebracht haben. Linchen, Linchen, wie schrecklich, wie schrecklich!"" Und der starke Mann weinte und schluchzte aufs neue.

Mir standen die Haare zu Berge. Ich wußte nicht mehr, ob ich wache oder träume, und schließlich sprach ich ganz müde und apathisch: „„Komm, lasse uns noch einmal zusammen zum Doktor gehen. Die beiden Kinder weinten, und um Ruhe zu haben, packte ich sie in den Wagen und nahm sie mit. Beim Doktor angelangt, erklärte ich mit aller Bestimmtheit, nie

mit einem anderen Manne zusammengewesen zu sein, wie mit meinem Ehemann, und verlangte vom Arzt eine Entschuldigung für diese Unverschämtheit. Ich regte mich natürlich furchtbar auf, und als mein Mann mich schließlich besänftigen wollte mit dem Hinweis, ich solle doch bedenken, daß ich ein Kind an der Brust habe, da sagte der Arzt plötzlich: „„Dann bringen Sie mir einmal das Kind her.““ Ich holte beide Kinder, der Arzt fragte, ob sie beide unsere Kinder seien, und als ich ihm erzählte, daß der Junge unser Pflegekind sei, untersuchte er ihn zuerst. Nach ganz kurzer Untersuchung sprang er auf, lief einige Male im Zimmer auf und ab und war so aufgeregt, daß er kaum sprechen konnte. Schließlich nahm er meinen Mann und mich bei den Händen und sagte mit zitternder Stimme: „„Ihr armen, armen Menschen, was habt Ihr Euch angetan! Das Kind, welches Ihr ins Haus genommen, das Sie, arme Frau, an die Brust genommen, ist durch und durch syphilitisch und nicht lebensfähig, und Sie sind durch das Kind derart angesteckt, daß es sehr lange dauern wird, ehe Sie wieder gesund werden. Jedenfalls müssen Sie das kranke Kind sofort in ein Krankenhaus geben, Sie selbst müssen zunächst auf sechs Wochen in ein Krankenhaus und dann müssen Sie mindestens ein Jahr von Ihrer Familie getrennt bleiben. Die Ansteckungsgefahr ist so groß, daß Sie das Opfer bringen müssen, wollen Sie nicht Ihre ganze Familie verseuchen.““ — Wir gingen — vernichtet nebeneinander her. Ich hätte laut aufschreien mögen vor Weh, ich tobte innerlich, machte mir Vorwürfe und dachte an Selbstmord. —

Doch ich war noch zu jung, die Liebe zum Leben, zu meinem Manne und den Kindern zu groß, ich wollte ihnen nicht auch noch das antun. Am nächsten Morgen schrieben wir an Herrn S. und berichteten ihm die ganze Geschichte, dann brachte ich das Kind zum Krankenhaus, besorgte eine Nachbarsfrau für meinen Haushalt und ging dann selbst ins städtische Krankenhaus. „„Station für Geschlechtskranke!““ rief der Arzt der Schwester zu, als sie in das Untersuchungszimmer trat, und ich glaubte versinken zu müssen vor Scham und Ekel, als ich dahin gebracht wurde. Mit Dirnen lag ich zusammen in einem Saal und hörte Dinge, von denen ich nie etwas gewußt. Sprechen konnte ich nicht, die Kehle war mir wie zugeschnürt, aber ich verging fast vor Sehnsucht nach den Meinen. Mein Mann durfte mich nicht besuchen, nur zweimal in der Woche bekam ich ein Briefchen von ihm, das mir die Schwester vorlas, da ich meiner Augen wegen nicht lesen durfte. Nach vierzehn Tagen teilte er mir mit, daß Herr S. ohne eine Zeile zu schreiben fünfzig Mark geschickt habe. Nach sechs Monaten wurde ich als „„gebessert, aber unheilbar““ entlassen. Ich bin wieder daheim, aber unser Heim ist zerstört, klein Grete kränkelt, die beiden Großen sind still und verschüchtert. Der Vater spielt nicht mehr mit ihnen, die Mutter kann nicht mehr lachen und scherzen, beide sind alt geworden in sechs Monaten. Mein Mann ist ganz abgemagert und arbeitet nur selten, er klagt, er sei immer müde, deshalb schrieb ich nach weiteren sechs Monaten einmal wieder an Herrn S., die Not klopfe an unsere Türe, er solle doch helfen. Woche um Woche verging,

ich bekam keine Antwort, ich schrieb immer und immer wieder. Da auf einmal bekomme ich von einem Rechtsanwalt einen Brief, wenn ich mich unterstände, noch einmal an Herrn S. zu schreiben, würde er mich wegen Erpressung anzeigen. — Nach einer Stunde saß ich noch immer am Fenster wie erstarrt, mit dem Brief in der Hand. Mein Mann kam nach Hause, nahm mir den Zettel aus der Hand, las ihn und lachte grimmig auf. Ich ging zu Bett, ich wußte nicht mehr, was tun. Mein Mann ging wieder aus, und zwei Stunden später brachten sie ihn naß und tot nach Hause. Er konnte das Leben nicht länger ertragen, und so warf er es weg und ließ mich allein mit drei Kindern und krank.

Eine schreckliche Zeit kam jetzt für mich, ich arbeitete Tag und Nacht und machte nur Pause, wenn mich die Müdigkeit übermannte. Ein Jahr lang hatte ich alles für uns verdient und niemand um Hilfe gebeten, da kam der Winter hart und kalt und ich konnte nicht genug schaffen, meine Augen versagten mir wieder den Dienst, und in all der Sorge schrieb ich noch einmal böse und verbittert an Herrn S. um Geld. Vier Wochen später — — stand ich unter der Anklage der Erpressung vor Gericht.

Herr Dr. M. bezeugte meine Aussagen als der Wahrheit entsprechend, und ich wurde freigesprochen. Herr S. aber wurde, trotzdem auch ich Klage erhob auf Schadenersatz, nicht verurteilt, denn er machte den Einwand der Verjährung geltend! Ein feiner, ein reicher Herr! Seine Verpflichtung ist nach dem Gesetz verjährt, mein Elend verjährt nicht, wer hilft mir?"

Vorspiegelung falscher Tatsachen

Abgehärmt und abgemagert, mit verweinten Augen stand sie da neben ihrer Mutter und wagte kaum aufzusehen. Die Mutter führte für sie das Wort und erzählte arg erbost, daß ihr Schwiegersohn nach nur fünfmonatiger Ehe die Tochter wieder nach Hause geschickt habe ohne jeden Grund. Natürlich haben wir das nicht geglaubt und redeten der jungen Frau gut zu, sie solle einmal erzählen, wieso denn das Unglück gekommen sei. „Ja," seufzte sie, „schon von Anfang an hat er immer geschimpft, wenn er das gewußt hätte, hätte er mich nicht genommen, vor lauter „„Pluren"" wisse man nie, was man hätte — und so allerlei." — Wir begriffen nicht, und ich unterbrach sie: „ja, was hat er denn nicht gewußt, was hatten Sie ihm denn verheimlicht?" — Lange Pause, schließlich — kaum verständlich vor Tränen, wobei die Mutter reichlich sekundierte, — „daß ich, — daß ich — so mager bin!" „Na, und deshalb hat er Sie nach Hause geschickt? Das verstehen wir nicht, erzählen Sie doch einmal!" „Ja, er beklagte sich immer, ich sei nicht so, wie er es sich gedacht habe, ich sei so mager wie ne Ziege, ich gefalle ihm nicht, ich solle nur sorgen, daß ich dicker würde, sonst behalte er mich nicht. Ich habe mich natürlich furchtbar geärgert über die Redereien, konnte nicht essen vor Ärger und bin immer noch magerer geworden. Jeden Monat hat er mich gewogen und immer hatte ich abgenommen, bis er vorige Woche sagte: „„Geh nur wieder nach Hause zu deiner Mutter. Lieber will ich gar keine Frau

haben, als so ein Klappergestell wie du.'''' Ich lief direkt nach Hause zu meiner Mutter, und nun weiß ich gar nicht, was ich machen soll, und wollte bei Ihnen einmal hören, ob ich gegen meinen Mann wohl klagen soll?" — Ich mußte lächeln. — „Klagen? Nein, liebes Frauchen, wegen solcher Lappalien klagt man nicht, da gibt man sich mal selbst einen Ruck, lacht sich selber aus und gibt sich ehrlich Mühe, dicker zu werden. Hören Sie nun mal vernünftig zu, Stecken Sie Ihr Taschentuch ein, machen Sie ein vergnügtes Gesicht und sagen Sie sich, ,,,,dem Manne kann geholfen werden.'''' — Kann Ihre Mutter Sie gut pflegen?" „Ja, wir sind in guten Verhältnissen, ich bin das einzige Kind und Mutter tut für mich alles." „Also dann aufgepaßt, hier haben Sie Papier und Bleistift und nun schreiben Sie einmal auf, was ich Ihnen sage. Morgens 8 Uhr einen großen Teller Grütze, 10 Uhr zwei belegte Butterbrote und eine Tasse Kaffee, 11 Uhr aufstehen und eine Tasse Milch $12^1/_2$ Uhr Mittagbrot, von 1—3 auf dem Sofa liegen, 3 Uhr Kaffee trinken, $^1/_2$ Stunde spazieren gehen, 5 Uhr eine Tasse Kakao, 7 Uhr Abendessen, 9 Uhr wieder einen Teller Grütze und dann zu Bett. So, dieses Rezept nehmen Sie erst halb, dann dreiviertel und nach acht Tagen ganz so, dann wollen wir mal sehen, ob wir den Ehemann nicht reumütig zu Ihren Füßen bekommen. Vor allen Dingen aber seien Sie vergnügt und denken Sie fröhlich an die Ueberraschung, die Sie ihm bereiten wollen. Oder, — haben Sie ihn am Ende schon gar nicht mehr lieb?" „Doch, doch, ich will alles so machen, wie Sie es mir sagen, — und wann darf

ich dann wiederkommen?" „In vier Wochen können Sie wiederkommen, aber dann vergnügt, sonst nehmen wir Sie auch nicht mehr an. Bis dahin wissen wir auch Bescheid von Ihrem Manne."

Erleichtert ging sie, und wir schrieben schleunigst dem Ehemann, einmal zu uns zu kommen. Er kam, war sehr entrüstet über diese Vorspiegelung falscher Tatsachen, die Weiber seien nie zu verstehen usw. usw. Er fünfundzwanzig Jahre alt, sie neunzehn, zwei große Kinder, über die man hätte lachen können, wenn sie nicht verheiratet gewesen wären. Er mochte sie ganz gern, aber er wollte sie nur, wenn sie dicker geworden wäre, und das dumme Frauenzimmer wurde ihm zum Trotz immer magerer!

Wir versprachen ihm zu helfen, und er versicherte uns schließlich, sie wieder gerne aufzunehmen, wenn sie etwas schwerer wäre. Wir erzählten ihm noch von seinen Pflichten, daß man in Deutschland die Frauen nicht nach Gewicht heiratet, und daß eine Gewichtsabnahme kein Scheidungsgrund sei, aber alles das imponierte ihm nicht; er blieb dabei, sie habe nach mehr ausgesehen als sie tatsächlich sei, und das sei eine wissentliche Täuschung, eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, das lasse er sich nicht gefallen, und er nähme sie nur wieder, wenn sie dicker geworden sei. Wir versprachen, ihm später zu schreiben, und noch immer über die mageren Weiber räsonnierend, stampfte er davon.

Vier Wochen später kommt zu uns Frau O., sie ist nicht mehr wiederzuerkennen. Ein hübsches, frisches Gesicht schaut vergnügt zu uns hin, ein

lachender Mund erzählt kichernd, wie furchtbar die junge Frau gegessen habe, und daß sie sechs Pfund zugenommen habe. Jetzt müsse sie selber immer heimlich lachen, wenn sie an das erstaunte Gesicht ihres Mannes dächte, wenn er sie so sähe. Wir geben ihr noch vierzehn Tage Erholungszeit, bestellen sie dann zum Schluß unserer Sprechstunde und schreiben sofort, nachdem sie gegangen, dem Gebieter ein Briefchen, daß wir ihn in vierzehn Tagen um sechs Uhr einen Augenblick sprechen müssen. Die junge Frau kommt schon eine Stunde früher, und damit uns der Genuß dieses Wiedersehens nicht entgeht, lassen wir sie im Nebenzimmer warten. Endlich sind alle Besucher fort und nun kommt er! Ich stehe auf und hole, ohne ein Wort zu sagen, die junge Frau aus dem anderen Zimmer herein. Wir sind starr, ist es das Wohlleben der sechs Wochen, das die junge Person so übermütig gemacht, ist es die Freude, den „ekligen Kerl", den sie so gern hat, wiederzusehen, kurz, sie stellt sich militärisch vor ihn, macht eine kurze Verbeugung und als sie sein vergnügt erstauntes Gesicht sieht, fliegt sie ihm ohne Besinnen an den Hals. Er ist sprachlos, aber er packt fest zu, und an seinem vergnügten Gesicht kann man sehen, er ist überzeugt, jetzt ist's keine Vorspiegelung falscher Tatsachen mehr, so läßt er sich's gefallen, der Unmensch! —

Ob sie sich auch ohne uns wiedergefunden hätten?

Schuldbewußt.

Zwei Frauen kamen herein, eine ganz junge und eine ältere. Die ältere führte das Wort und sagte: „Wir wollten einmal hören, wie man das machen muß, wenn man jemand im Armenrecht wegen Beleidigung verklagen will.“ „Ja, dann müssen Sie erst zum Schiedsmann.“ „Da sind wir schon gewesen, das hat aber nichts genutzt.“ „Na, dann erzählen Sie einmal die Beleidigungsaffäre.“ „Ja, sehen Sie, unsere Flurnachbarin hat erzählt, meine Tochter, die erst acht Monate verheiratet ist, habe sich mit einem anderen Manne abgegeben, das hat nun ihr Mann gehört, das kann er doch nicht auf ihr sitzen lassen, und nun soll sie die Frau verklagen. Vor dem Schiedsmann hat sie gesagt, es sei wahr, und der Schneider F., der mit dem Manne, der's sein soll, befreundet ist, habe es ihr erzählt. Nun wollen wir den Schneider auch verklagen, haben aber kein Geld und wollen deshalb das Armenrecht.“ Während der sehr weitspurigen und aufgeregten Erzählung der Mutter sah ich, ohne ein Wort zu sprechen, der Tochter scharf in die Augen. Nach einigen Augenblicken schon verfärbte sie sich, schlug die Augen nieder und so lange ich sie ansah, kam und ging die Farbe in ihrem Gesicht. Ich wußte genug, und als die Alte geendet hatte, sagte ich ihr: „Ja, um Ihnen klagen zu helfen, müssen wir erst überzeugt sein von der Unschuld unserer Mandantin und deshalb bitte ich Sie, gehen Sie einmal hinaus und lasser Sie uns Ihre Tochter einmal allein hier.“ Sie ging, und als sich die Türe hinter ihr geschlossen

hatte, legte ich der jungen Frau die Hand auf den Arm und sagte zu ihr: „Sie waren sehr unvorsichtig, wann war denn der Freund von F. bei Ihnen? Die lichte Röte schlug ihr ins Gesicht, als sie sich so erkannt sah, und leise und sehr beschämt sagte sie: „Zwei Tage vor Weihnachten.“ „Also im August haben Sie geheiratet und zwei Tage vor Weihnachten haben Sie Ihren Mann mit einem andern betrogen! — Warum denn?“ — „Das weiß ich selbst nicht. Er hatte mir meinen Brautkranz eingerahmt. Als er kam, stand ich nur mit Hemd und Unterrock bekleidet in der Stube und bügelte. Er hatte angeklopft und ich hatte, weil ich dachte, es sei eine Flurnachbarin „„Herein““ gerufen. Als ich den fremden Mann sah, mußte ich lachen, da ging er zurück, schloß die Türe von innen ab, und sagte „„das habe ich ja fein getroffen. Ich bringe Ihnen Ihren Brautkranz, nun sind Sie auch mal nett zu mir.““ Dann nahm er mich in den Arm, — — und ich weiß selbst nicht recht wie's kam, — auf einmal sah ich, daß zwei Frauen an meiner Zimmertüre standen und ich ganz nackt im Bette lag. Ich sprang schnell auf, schloß die Türe wieder ab, zog mich an und ärgerte mich schrecklich über meine Dummheit.“ — „Sie sind ja eine feine Frau! Hat er Ihnen auch Geld gegeben?“ „Nein, das nicht, aber als F. für ihn die quittierte Rechnung für den Kranz brachte, sagte er, ich brauchte anstatt drei Mark nur zwei Mark vierzig zu bezahlen, die sechzig Pfennig wollte er beilegen, weil ich ihm ja auch gefällig gewesen sei.“ — Wir waren zunächst fassungslos über soviel Dummheit, aber

weil es gar zu traurig war, fragte ich: „Wie alt sind Sie eigentlich?“ „Ich werde im Juli achtzehn Jahre alt, ich bin nicht mehr so jung,“ meinte sie sehr niedergeschlagen, mir aber tat das große, dumme Kind furchtbar leid. Ein unerzogener, haltloser Mensch, der sich durch Dummheit und tierische Sinnlichkeit wahrscheinlich seine ganze Zukunft verscherzt hatte. — „Nun sagen Sie mir nur, wo nehmen Sie den Mut her, nachdem Sie uns die Wahrheit gestanden haben, zu klagen?“ „Ja, ich wollte ja nicht klagen, aber mein Mann verlangt es und mein Vater, — und — ich kann doch den Männern nicht sagen, was Sie ja gewußt haben. Ich habe Ihnen doch nichts gesagt, Sie haben mich ja sofort gefragt, wann es passiert sei, und da dachte ich, Sie wüßten's schon. — Was soll ich nur machen? Wenn mein Mann es wüßte, schlüg er mich halbtot und schickte mich wieder nach Hause.“ „Die Prügel hätten Sie ehrlich verdient, aber Ihr Mann tut uns leid.“ — „Wer hat es denn nun erzählt, die Frauen oder Schneider F.?“ „Nur der verfl... F. hat die ganze Rederei gemacht, er hat es überall erzählt, weil der Reisende, der bei mir war, geprahlt hat, er könne alle Weiber haben, er hätte mich auch schon gehabt und wäre dreiviertel Stunden bei mir gewesen.“ „Wenn Sie den F. überreden könnten, daß er sagt, er hätte nur einen dummen Spaß gemacht, dann wäre ja alles wieder gut, und ich tät's ja nie wieder. Ich habe an dieser Angst genug gekriegt. Ihr lieben Damen, helft mir doch aus dieser Not, ich will's Euch ewig danken.“ — Trotzdem wir selbst noch nicht wußten, was wir tun wollten und tun konnten,

versprachen wir, alles zu versuchen, um ihr zu helfen, wenn nie mehr so etwas passieren könne. Sie versprach alles, was wir wollten, und wir schrieben sofort an F. und bestellten ihn zu uns.

Er kam auch, ein kleiner, zappeliger Mann, und sprach zehn Minuten ohne Komma, ohne Gedankenstrich, bis ich ihn schließlich barsch unterbrach: „Sind Sie verheiratet?“ „Jawohl.“ „Haben Sie Kinder?“ „Jawohl.“ „Wie alt sind Sie?“ „Sechsunddreißig Jahre alt.“ „Und Sie schämen sich nicht zu klatschen wie ein altes Weib? Ein Mann, der fast zwanzig Jahre älter ist als solch eine dumme siebzehnjährige Frau, sollte sich doch schämen vor seiner eigenen Frau und seinen Kindern, so dumme Klatschereien zu machen. Suchen Sie die Sache wieder einzurenken, indem Sie die ganze Geschichte als einen dummen Witz von Ihnen hinstellen!“ „Nee, Ihr Frauen, das tu ich nicht,“ sagte er bockbeinig. „Warum denn nicht?“ „Ja, — — sehen Sie, wenn die zwei sich geeilt hätten, dann wollte ich ja nichts von sagen, aber daß sie ihn dreiviertel Stunden im Zimmer gehabt hat, das ist doch zu viel, das gefällt mir nicht, und deshalb hab ich's auch erzählt. Dreiviertel Stunden, nee, wissen Sie, das ist doch zu lang.“ — Von dem Standpunkt war er nicht abzubringen, die Sache an und für sich war nicht so schlimm nach seiner Ansicht, nur die Zeitdauer, das war ihm zu lang und zu arg. —

Nach reiflicher Ueberlegung ließen wir den jungen Ehemann zu uns kommen, brachten ihm die Sache so schonend wie möglich bei und suchten die Frau durch ihre Jugend und Dummheit zu ent-

schuldigen. Erst tobte und fluchte er, dann ging er nach Hause und prügelte sie, — und als sie ihm nach vier Wochen eine Neuigkeit erzählte, auf die er nun schon bald ein Jahr gewartet hatte, zog er mit ihr fort von der Heimat, wo sie niemand kannte und niemand von ihrer Verirrung wußte.

Arbeiterschicksale

von **F. L. Fischer,** früherer Bergarbeiter in Zwickau i. Sa.
Modern broschiert Mk. 2,40, fein gebunden Mk. 3,—.

Aus Naumanns Vorwort:

Ein kleines Buch wie dieses kann für sich allein kein Wunder sozialer Bekehrungen vollbringen, aber es gehört doch zu den Stimmen, deren immer voller werdender Chor allen Teilen des Volkes zuruft: Der Arbeiter ist unser Bruder, unser Volksgenosse, und sein Schicksal ist unser Schicksal! Wer es gelesen hat, der behalte es noch ein wenig in der Hand und sage zu sich selbst: wo ist die Stelle, wo ich noch mehr tun kann für Bildung oder Besserung des Lebens der Menge?

Urteile:

Aus allen Alltäglichkeiten hebt sich schließlich ein „Gesicht" heraus, ein persönliches, höchst fesselndes Gesicht . . . Und diese gewissenhafte, kleine Biographie spiegelt treu und klar unsere Zeitgeschichte in ihren wichtigsten Momenten wieder. So bieten die Arbeiterschicksale auch dem Soziologen eine reiche Ausbeute, besonders wenn er ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen weiß. (Der Volkserzieher.)

Wollen wir ein Urteil haben über den Arbeiterstand, dann müssen wir uns in seine Lage, sein Leben, seine Arbeitsverhältnisse, seine Gedankenwelt und seine Anschauungskreise hineinversetzen. Und dazu bietet uns das schlichte Buch treuführend die Hand. Wir wünschen ihm einen recht großen Leserkreis! (Leipziger Lehrerzeitung.)

Gustav Temme,

Die sozialen Ursachen der Säuglings-Sterblichkeit.

In modern ausgestattetem Pappband 1 Mark.

Inhalt:

I. Die Tatsachen der Säuglings-Sterblichkeit.
II. Die Ursachen der Säuglings-Sterblichkeit.
III. Der soziale Kampf gegen die Säuglings-Sterblichkeit.

Etwa ½ Million Säuglinge jährlich verliert unsre Nation. Wahrlich eine ungeheure Einbuße an Volkskraft! Der Verfasser zeigt uns mit einwandfreiem statistischem Material, daß wir es nicht mit einer natürlichen Auslese der Völker zu tun haben. „Dieselben sozialen Verhältnisse, die Tausende dahinraffen, lassen weitere Tausende elendiglich dahinsiechen." Die Ursachen der Säuglings-Sterblichkeit sind vorwiegend sozialer Art. Den Nachweis dazu bringt der Verfasser in so wuchtiger, überzeugender Weise, daß er die lebhafte Zustimmung gewiß aller Freunde der Sozialhygiene finden wird. Unsres Wissens ist bisher keine so umfangreiche und wertvolle Arbeit über die Beziehungen der Säuglings-Sterblichkeit zum sozialen Leben geliefert worden wie hier.

Aus vielen Besprechungen:

„Fortschritt", Kiel: Mit Temmes Schrift sollen sich alle sozial empfindenden Leser eingehend beschäftigen.

„Die deutsche Schule", Leipzig: Jeder Menschenfreund müßte ihre eindringliche Darlegung schwerer sozialer Nöte kennen lernen.

Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Ad. Damaschke, Die Bodenreform

Grundsätzliches und Geschichtliches zur Ueberwindung der sozialen Not.

Fein broschiert 2,50 Mk. Gut gebunden 3,— Mk.

Aus über 100 Preßstimmen:

„**Soziale Praxis**", Berlin: Aus dem interessanten Buche ersieht man, wie die deutsche Bodenreform sich grundsätzlich zum Kapitalismus stellt und vor allem, wie sich nun in deutscher Praxis schrittweise ihre großen Ziele erreichen lassen.

„**Die Hilfe**", Schöneberg: In den geschichtlichen Kapiteln glänzt Damaschke fast noch mehr, als sonst durch fesselnde, man kann beinah sagen spannende Darstellung. Wer als bodenreformerischer Neuling diese Kapitel zuerst liest, wird nicht eher ruhen, als bis er in die heutigen Probleme der Bodenfrage eingedrungen ist. Der billige Preis wird mit dazu beitragen, daß das Buch schnell seinen Weg finden wird.

Im steinernen Meer

Großstadtgedichte

Herausgegeben von

Oskar Hübner und Johannes Mögelin

Eingeleitet von den Herausgebern und Theodor Heuß

Umschlagzeichnung von Richard Grimm-Sachsenberg

Modern kart. 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk.

Diese Sammlung wurde aus der sehr großen Fülle des Materials so zusammengestellt, daß in möglichster sachlicher Vollkommenheit durch charakteristische Proben in Erscheinung trete, wie die Großstadt, ihr Bild und ihr Wesen sich in Urteil und Empfindung des modernen, bewußten Menschen spiegeln. Der Zweck des Buches ist nicht literar-historisch, sondern ästhetisch und kulturell-praktisch. Es will eine künstlerische Anschauung vermitteln, begreifen lassen, was für Kunst durch die Großstadt geschaffen, wie die Großstadt in die Lyrik eingegangen ist. So mag es mit dazu beitragen, den Vorwurf der künstlerischen Unfruchtbarkeit, der schwer und wuchtig auf die großen Städte fällt, abzuschwächen und die innerlich zu stärken, die, wenn sie von der Heimat sprechen, an eine Stadt mit Mietskasernen und Straßenlärm denken müssen.

Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 8.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

HQ
1627
S7
1910

Star
Was Frauen erdulden